

Jack White: Studiobesuch beim genialen Rockmusiker in Nashville

Nummer 26 – 26. Juni 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Der Teilzeitmann

Können ganze Männer halb arbeiten?

Von Rico Bandle

Wenn Abgott irrt

Der Strassburger Gerichtshof für Menschenrechte verstört seine Gläubigen. *Von Urs Paul Engeler*

Mit Schweizer Kinderpass im syrischen Bürgerkrieg

Wie ein achtzehnjähriger Aargauer in den Dschihad zog. *Von Kurt Pelda*





Traumhafte Aussichten: Machen Sie mit beim *Panorama-Quiz* von UBS.

Gewinnen Sie mit etwas Glück ein Hotel-Wochenende für Sie und Ihre 30 besten Freunde oder einen der weiteren attraktiven Preise. Und so einfach geht es: Holen Sie sich Ihre Panorama-Sticker in einer UBS-Geschäftsstelle und beantworten Sie eine Frage zu einem der Aussichtsorte. Dabei erhalten Sie übrigens auch die neue Broschüre «Die 100 schönsten Aussichten» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit vielen Insider-Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



www.ubs.ch/entdecken

Intern

Alle Welt spricht von der Terrortruppe Isis, die weite Teile von Irak und Syrien unsicher macht. Anders als Vertreter der Weltmedien reiste unser Reporter Kurt Pelda aber nicht in den Irak, sondern nach Syrien, an die Westfront von ISIS sozusagen. Grund war ein blutjunger Muslim aus dem Aargau, der dort auf einigemassen rätselhaft Weise aufgetaucht war. Anti-Isis-Kräfte beschuldigen ihn nun, er habe sich als Dschihadist für die Terrortruppe verdingen wollen. Er hingegen behauptet, er wolle bloss ins saudi-arabische Medina pilgern. Die Geschichte einer unglaublichen Reise ins syrische Bürgerkriegsgebiet. **Seite 12**



Reise in den Bürgerkrieg: Aargauer Harry B.

Die *Weltwoche* präsentiert brisante US-Gerichtsakten. Bundeshausredaktor Christian Mundt konnte erstmals die Vereinbarung einsehen, die der ehemalige UBS-Banker Martin Liechti mit dem US-Justizdepartement schloss. Die Akten werfen ein neues Licht auf den Bankenstreit zwischen der Schweiz und den USA. Obwohl Liechti zugibt, das Bankgeheimnis verletzt zu haben, sind die Schweizer Behörden untätig geblieben. Seine unter Druck gemachten Aussagen hatten schwere Folgen für den ehemaligen Chef der UBS-Vermögensverwaltung Raoul Weil, der hierzulande gegen kein Gesetz verstossen hat, aber von Italien in die USA ausgeliefert wurde, wo er aufgrund von Kronzeugen angeklagt wird, die mit ihren Aussagen die Schweizer Gesetze gebrochen haben. **Seite 28**

In eigener Sache: Der Schweizer Wirtschaftsjournalist Beat Gygi stösst neu zur *Weltwoche*.

Der langjährige NZZ-Redaktor übernimmt die Verantwortung für die Wirtschaftsberichterstattung und wird zugleich Mitglied der Chefredaktion. *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel: «Wir sind sehr glücklich über die Verpflichtung dieses exzellenten Journalisten, der in der *Weltwoche* die Wirtschaftsberichterstattung akzentuieren und ausbauen wird.» Der Berner Beat Gygi wurde 1958 geboren und wuchs auf



Wechselt zur «Weltwoche»: Journalist Gygi.

dem elterlichen Bauernhof in Lobsigen auf. Er studierte Agronomie an der ETH Zürich und beendete sein anschliessendes Ökonomiestudium an der Universität Zürich mit einer Dissertation über «Internationale Organisationen aus der Sicht der Public-Choice-Theorie» bei Prof. Bruno S. Frey. 1990 begann Beat Gygi seine journalistische Laufbahn im Wirtschaftsressort der NZZ. Von 1994 bis 1999 war er Wirtschaftskorrespondent der Zeitung in Bonn, anschliessend für zwei Jahre Korrespondent in Paris. Nachher leitete er die NZZ-Börsenredaktion und war als Ressortleiter für den Aufbau der Wirtschaftsredaktion der NZZ am Sonntag mitverantwortlich. Ab 2003 betreute Gygi als Wirtschaftsredaktor der NZZ zahlreiche Themengebiete wie Schweizer Industrieunternehmen, Corporate Governance, europäische Integration, Wettbewerbspolitik, Gesundheitsökonomie, Energie und Entwicklungspolitik. In diesen Bereichen wird er auch in der *Weltwoche* als Autor tätig sein. Neben seiner beruflichen Tätigkeit versieht Gygi seit rund zehn Jahren einen regelmässigen Lehrauftrag an der Universität Zürich zum Thema Wirtschaftsordnungen. Gygi wird bei der *Weltwoche* nach Ablauf seiner ordentlichen Kündigungsfrist am 1. Januar 2015 starten.

Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: Lukas Egli
Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),
Alex Baur, Urs Gehrig, Christoph Landolt, Christian Mundt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles), Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung), Simon Keller, Maya Wipf (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

BMW 4er
Gran Coupé



www.bmw.ch

Freude am Fahren



(UN)VERNUNFT.

**EIN AUTO, ZWEI SEITEN:
DAS ERSTE BMW 4er GRAN COUPÉ.
JETZT BEI IHREM BMW PARTNER.**

Im neuen BMW 4er Gran Coupé erleben Sie die perfekte Symbiose aus beeindruckender Performance und vorbildlicher Effizienz. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem BMW Partner und unter www.bmw.ch

Quis judicabit?

Gute Nachrichten aus der Schweiz. Eine Arbeitsgruppe mit einem geschmäckerlichen Namen. Von Roger Köppel

Während sich draussen drückende Hitze ausbreitet, erreichen mich nur spärlich Nachrichten aus der Schweiz. Erfreulich: Gestandene Schweizer Wirtschaftsführer stellen sich öffentlich hinter die Masseneinwanderungsinitiative. Nach Financier Fredy Gantner, Uhrenkönig Nick Hayek und dem erfolgreichen Gastro-Unternehmer Rudi Bindella benennt nun auch der Präsident von Swiss Life, Rolf Dörig, die Vorteile der gesteuerten Zuwanderung. Es ist ja auch langsam Zeit geworden. Kurz nach dem 9. Februar beherrschten Untergangsszenarien die Schlagzeilen, finstere Prognosen, ein unwürdiges «Täubeln» und Nachtreden. Ich treffe hier in den Ferien hauptsächlich auf Deutsche, die mir als Schweizer zur direkten Demokratie und vor allem zur Annahme der Masseneinwanderungsinitiative gratulieren. Dem gesunden Menschenverstand leuchtet es ein: Kein wohlhabender Staat und schon gar kein wohlhabender Kleinstaat verkraftet ungebremste Zuwanderung. Es gehört allerdings in der Schweiz nicht zum guten Ton, für eine verantwortungsvolle, also strenge Migrationspolitik zu plädieren. Der *anything goes*-Zeitgeist, der sich für seine angebliche Toleranz so sehr selber lobt, wird aggressiv intolerant, wenn seine Dogmen in Frage gestellt werden.

Die *Sonntagszeitung* enthüllte in einem hervorragenden Bericht Details zu einer neuen Arbeitsgruppe des Bundes, die unter dem satirereifen Namen «Democrazia Vivainta» über den Abbau der Demokratie nachdenkt. Mittlerweile sickerten die Namen der Beteiligten durch, Professoren, ehemalige und aktive Funktionäre, Leute der Verwaltung. Die Arbeitsgruppe geht nach eigenem Bekunden von der Vermutung aus, dass das Instrument der Volksinitiative in der Schweiz immer ruchloser missbraucht werde. Ausserdem stosse das Volk mit seinen Initiativen ans Völkerrecht, ergo sei die Demokratie entsprechend anzupassen, einzuschränken. Konkret sollen die Stimmzahl für Volksinitiativen erhöht, parlamentarische Vorprüfungen und eine strengere Kontrolle der Parteienfinanzierung eingeführt werden. Offenbar ist auch von einer Art Ausländerstimmrecht die Rede.

Das Vorhaben ist so absurd wie gefährlich. Während uns die ganze Welt um die direkte Demokratie beneidet, arbeitet die Schweizer



«Darkroom unüberblickbarer Prozesse.»

Politik-Elite daran, die direkte Demokratie einzuschränken, ja abzuschaffen. In dieses Kapitel fallen auch die Bemühungen, die Schweiz stärker an die EU zu binden. Exekutive, Teile der Legislative und Verwaltung möchten sich vom lästigen Stimmvolk befreien, indem sie die Schweiz in einen supranationalen Darkroom unüberblickbarer Entscheidungsprozesse integrieren. Das ist keine Verschwörungstheorie, sondern die zwingende Folge eines klassischen Interessenkonflikts. Die direkte Demokratie bringt viel Freiheit für die Bürger, für die Gemeinden und für die Kantone. Für die Bundespolitiker und Beamte ist die direkte Demokratie hingegen



ein Gefängnis mit unzähligen Wärtern, die mit der Waffe des Stimmzettels drohen.

Die Frage nach mehr oder weniger direkter Demokratie rührt ans Eingemachte. In der Schweiz sind Volk und Stände der Souverän. Gegen ihren Willen kann kein Gesetz Bestand haben. Zwar ist auch die Macht des Volkes nicht absolut, sondern durch repräsentativ-demokratische Elemente gebrochen. Doch am Ende sind Volk und Stände der Verfassungsgeber. Unsere Bundesverfassung ist daher entgegen einem weitverbreiteten Missverständnis keine Bibel ewiger Gebote, sondern ein menschengemachtes System von Regeln und Normen, das nach ordentlichen Verfahren jederzeit durch Volk und Stände geändert werden kann. Dass dies so ist, gehört zum Wesen unserer Demokratie. Wer die Rechte von Volk und Ständen beschneiden will, funkt umstürzlerisch am Zentralnerv unseres Staats herum.

Genauso falsch wie die Überhöhung der Verfassung ist die Heiligsprechung des Völkerrechts, die auch von «Democrazia Vivainta» betrieben wird. Man mag sich ja darauf verständigen, dass es gewisse Bestimmungen gibt, an die sich alle Völker halten wollen, obschon sich – die Geschichte zeigt es – im Ernstfall nie alle daran gehalten haben. Entscheidend aber bleibt: Völkerrecht, auch sogenannte zwingendes Völkerrecht kann erst dann verbindliches Schweizer Landesrecht werden, wenn Volk und Stände es so abgesegnet haben. Kein Gesetz darf in der Schweiz gelten, das nicht nach schweizerischem Recht ordentlich vom Souverän bestätigt und angenommen worden ist.

Heute wird so getan, als ob es sich beim Völkerrecht um eine Art göttliches Überrecht oder gar Naturrecht handle, das von sich aus gelte. Das ist gänzlich abwegig. Völkerrecht ist menschengemacht, übrigens meistens in akut weniger transparenten Verfahren als Schweizer Landesrecht. Die Eidgenossenschaft definiert sich seit ihrer Gründung als Rechtsgemeinschaft. Im Kern unseres politischen Systems steht der Wille, dass sich die Schweizer für befähigt erachten, sich selber die Gesetze zu geben – in geordneten Verfahren. Die Schweiz ist nicht per se gegen Völkerrecht, aber Völkerrecht ist erst dann verbindlich, wenn es durch den Schweizer Souverän zum Landesrecht gemacht worden ist. Eine automatische oder apriorische Geltung gibt es nicht.

Wer die Eidgenossenschaft ausländischem Recht unterwerfen will, verfolgt unlautere Absichten. Er redet von Recht, aber er meint die Macht. Es geht darum, wer über die Gesetze entscheidet. «Quis judicabit?», schrieb der alte Thomas Hobbes. In der Schweiz sind es Volk und Stände, nicht Funktionäre, Politiker oder Arbeitsgruppen.

Und das ist gut so.



Schlüssel zu den Genen: Isabelle Mansuy. Seite 44



Gegen EU-Beitritt: Christoph Blocher. Seite 24



Rächer des Terrors: irakische Kämpfer. Seite 38



«Kinder lügen nicht»: Jack White. Seite 52

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar Putin verstehen**
- 9 **Im Auge Hope Solo, Torhüterin**
- 10 **Öffentlicher Verkehr Ohne Fesseln**
- 10 **Bürgerrechte Fussballvergleich**
- 10 **Parlament Falsches Signal**
- 11 **Personenkontrolle Condrau, Mörgeli, Ritzmann, Aeppli etc.**
- 11 **Nachruf Stephanie Kwolek, Chemikerin**
- 12 **Mit Kinderpass im syrischen Bürgerkrieg**
Ein 18-jähriger Schweizer Muslim auf Abwegen
- 14 **Die Deutschen Deutschlaand!**
- 14 **Wirtschaft Gleichheits-Apostel im Irrtum**
- 15 **Ausland Wenn du Frieden willst**
- 16 **Mörgeli Koalition von Grün und Geld**
- 16 **Bodenmann Zürich–Bern in 28 Minuten**
- 17 **Medien Der Tick der Hyperventilation**
- 17 **Gesellschaft Selbstjustiz**
- 18 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

20 Wenn Abgott irrt

Die Urteile der europäischen Menschenrechtsrichter wanken

24 Laboratorium der Zukunft

Christoph Blocher zieht noch einmal in den Kampf

26 Bier, Ecopop, Sommaruga

Die wichtigsten Geschäfte im grossen Sessions-Check

27 «Barbie» beim Bund

Barbara Perriard und die Geheimgruppe der Bundeskanzlei

28 US-Recht in der Schweiz

Amerika stiftete Schweizer UBS-Banker zum Rechtsbruch an

30 Röthlisbergers Rache

Ungereimtheiten bei Nez Rouge in der Sektion Aargau

32 Der Teilzeitmann kommt

Wer weniger arbeitet, ist ein besserer Mensch. Wirklich?

36 «Wie ein Staatsstreich»

Jürgen Stark über die Entwicklung des Euro

38 «Unsere Antwort heisst Krieg»

Im Irak mobilisieren die Schiiten zum Gegenschlag

41 Frankreich Le Pen ist der Widerspruch

42 Brief aus Brasilien Messi in Peles Fussstapfen

43 Fussball Schweizer, nehmt euch in Acht!

44 Der vererbte Schrecken

Die Entdeckung von ETH-Professorin Isabelle Mansuy



«Der Fortschritt ist gewaltig»: Weinhändler Riegger. Seite 46

Interview

46 «Ehrlichere Gespräche»

Peter Riegger hat aus dem Tante-Emma-Laden seiner Eltern eine der renommiertesten Weinhandlungen der Schweiz gemacht

Stil & Kultur

50 **Stil & Kultur** Romy Schneider, fotografiert von Robert Lebeck

52 **Bestseller**

52 **Jack Whites Dunkelkammer**

Jack White erobert mit seinem Gitarrenriff die Stadien der Welt

56 **Top 10**

56 **Kino** «Gabrielle» und «Vielen Dank für nichts»

57 **Jazz** Keith Jarrett/Charlie Haden

58 **Freude am Denken**

Hans Ulrich Gumbrecht: Mein Weg zum Literaturprofessor in Stanford

62 **Namen** Oper statt Fussball

63 **Hochzeit** Monica Cruz und Anthony Cardullo

63 **Thiel** Bakr al-Baghdadi

64 **Wein** Monteverro Verruzzo Toscana Rosso 2012

64 **Zu Tisch** Restaurant «Red» im KKL, Luzern

65 **Auto** BMW 435i Gran Coupé

66 **MvH** trifft Isabelle Bscher, Galeristin

Autoren in dieser Ausgabe

Hans Ulrich Gumbrecht



Der Literaturprofessor lehrt an der amerikanischen Stanford University, die zu den renommiertesten Hochschulen der Welt gehört. In seinem biografischen Essay schildert Gumbrecht, dem kurz nach der Einschulung eine Lernbehinderung attestiert worden war, seine akademische Karriere. Seite 58

Philip Bauer



Die Fussball-WM in Brasilien ist auch für den Sportchef des Wiener *Standard* das Thema Nummer eins. In seinem Artikel erklärt Bauer, warum die desaströse Niederlage der Schweizer Nationalmannschaft gegen Frankreich das Selbstvertrauen der Österreicher wieder etwas angekurbelt hat. Seite 43

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung

DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

- **KMU-Chefs gegen Billag**
Keine neue Mediensteuer!
- **Finanzdienstleistungen**
Ungeniessbarer Einheitsbrei
- **75 Jahre Swissmechanic**
Starker Fokus auf den Export

www.gewerbezeitung.ch



MONDOVINO

DIE WEINWELT FÜR JEDEN GESCHMACK.

**Unsere Weinexperten
empfehlen:**



Rías Baixas DO Albariño
Pazo San Mauro, 75 cl

11.50



Prosecco Superiore
Millesimato D.O.C.G.
Dal Bo, extra dry, 75 cl

15.95



Coop Naturaplan Bio
Neuchâtel AOC Domaine
des Coccinelles, 75 cl

11.95



Aigle Les Murailles
Rouge Chablais AOC,
75 cl

22.00

Stossen Sie auf den Sommer an.

Der Sommer ist kurz, deshalb sollte man ihn umso mehr geniessen. Für die warmen und langen Sommerabende empfehlen wir Ihnen eine aromatische Auswahl an Weinen, deren Reben die Sonne ebenso schätzen wie Sie. Darunter fruchtige Weissweine aus Spanien und der Schweiz, ein charakterstarker Rotwein aus dem Waadtland und ein erfrischender Prosecco aus Italien. Entdecken auch Sie jetzt die Welt von Mondovino. Coop verkauft keinen Alkohol an Jugendliche unter 18 Jahren. Erhältlich in grösseren Coop Supermärkten und unter www.mondovino.ch

coop

Für mich und dich.

Putin verstehen

Von Philipp Gut — «Verstehen» ist neuerdings ein Schimpfwort, gerade auch unter Journalisten. Aber was sollen die Medien anderes tun, als die Welt verstehen und erklären?



Wie denkt er? Präsident Putin.

Es gibt offenbar Dinge, die man gemäss herrschendem Zeitgeist nicht verstehen darf. Lange war es das weibliche Geschlecht. «Frauen-Versteher» war die Höchststrafe in munteren Männerrunden. Dabei ging es noch nicht einmal um solche Feinschmeckerqualitäten, wie sie der französische Regisseur und Dramatiker Sacha Guitry in den Satz fasste: «Wenn man Frauen verstehen könnte, ginge viel von ihrem Zauber verloren.» Es war viel simpler: Was ein rechter Mann war, konnte und durfte Frauen nicht verstehen. Ende der Diskussion.

Neuerdings wird von Berlin bis Bern, von London bis Washington an den Schandpfahl gebunden, wer sich um tiefere Erkenntnis Russlands und von dessen Präsidenten Wladimir Putin bemüht. «Russland-Versteher» und, noch schlimmer, «Putin-Versteher»: Das sind die neusten Baseballschläger-Argumente in politischen Debatten. Ein deutsches Wort macht auch im Englischen und Amerikanischen Karriere: Von «German Russland-Verstehern» ist die Rede, weil es besonders auch in Deutschland einige Stimmen gibt, die nicht mit Vorliebe in die Rhetorik des Kalten Kriegs zurückfallen und die in der Russischen Föderation des Jahres 2014 nicht partout ein Reich der Finsternis und des Verbrechens sehen.

So viel Weltoffenheit ist offenbar nicht erlaubt. Der Zürcher *Tages-Anzeiger* geisselte das «Unwesen» der «Putin-Versteher», und die Berliner *Welt* richtete gar ein «Bollwerk» gegen jene auf, die eine etwas differenziertere und weniger interessengeleitete Sicht als die Nato und die EU auf den aktuellen Konflikt um die Ukraine einnehmen.

Himmliche Entschlüsselung

Gegenfrage: Seit wann ist das Nichtverstehen eine intellektuelle Tugend? Was sonst ist die Aufgabe der schreibenden und denkenden Zunft, als die Welt zu verstehen und sie zu erklären?

Schon bei den alten Griechen galt dies als Kern der Wissenschaft. Sie nannten es «Hermeneutik». Das Wort leitet sich von Hermes ab, dem Götterboten. Weil die himmlischen Botschaften für die Irdischen schwer zu entschlüsseln waren, leistete Hermes zugleich Aufklärungsarbeit: Er deutete und erklärte die von ihm überbrachten Meldungen. In der Moderne entwickelten vor allem deutsche Philosophen wie Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Wilhelm Dilthey, Martin Heidegger oder Hans-Georg Gadamer das Verstehen zu einer systematischen Grundlage der menschlichen Existenz. Ich verstehe, also bin ich.

Ganz anders heute. Unter dem neu geschmiedeten politischen Kampfbegriff wird der (Russland-)Versteher zum potenziellen Komplizen des Feinds. Auch der Vorwurf der Verharmlosung schwingt mit: «Alles verstehen heisst alles verzeihen» (Madame de Staël). So weit muss man indes nicht gehen. Würden nicht schon Vorsicht und Klugheit gebieten, den Gegenspieler zu erforschen? Was treibt ihn an? Wie denkt er? Wie sind seine Aussagen zu werten? Welche Ziele verfolgt er?

Neugier auf die Welt

Das alles sind hermeneutische Grundfragen. Journalisten, Beobachter, Analytiker, die erklärermassen gar nicht verstehen wollen, verzichten auf eine zentrale Triebfeder ihrer Arbeit: die Neugier auf die Dinge dieser Welt. Zum Verstehen gehört auch die Kenntnis der Geschichte. Man muss, zum Beispiel, die Annexion der Krim durch Russland nicht gutheissen. Aber man versteht die Beweggründe der Russen – auch jene der russischstämmigen Mehrheit auf der Halbinsel, die für einen Anschluss an Russland stimmte – besser, wenn man die bewegte Geschichte dieser Region kennt. Ich verstehe nicht, warum man nicht verstehen darf.

Ein Fussballmärchen



Hope Solo, Torhüterin.

Zwei Tage und Nächte sass sie im Knast wegen häuslicher Gewalt und weil die Staatsanwaltschaft erst nach dem Wochenende den Dienst wieder aufnahm. Welcher Teufel hat Hope Solo, 32, geritten, die 152-mal das Tor der Vereinigten Staaten hütete, dass sie ihre Schwester und ihren 17-jährigen Neffen dermassen vermöbelte, dass die Polizei anrücken musste in ihr Haus in Seattle und die Party beendete? Sie wurde stockbetrunken zur Furie. Hope Solo, Hoffnung und Alleinsein, das ist kein Künstlernaam, sie heisst wirklich so. Man weiss ja, dass Torhüter eine Macke haben, und das gilt offenbar geschlechtsübergreifend. Tormann wie Torfrau verteidigen auf dem Platz mit Händen und Klauen das persönliche Revier, den Sechzehnmeterraum. In den eigenen vier Wänden, wo Hope mit dem früheren American-Football-Profi Jerramy Stevens zusammenlebt, schaut normalerweise kein Schiedsrichter hin. Aber schon am Polterabend der beiden polterte es gewaltig, und die herbeigerufenen Polizisten konnten das Paar nur mit gezückter Waffe trennen. Stevens landete vorübergehend im Kittchen. Am Morgen danach heirateten sie.

Hope Solo war 2008 und 2012 Olympiasiegerin mit dem US-Frauenteam und ist durch ihre Sponsorenverträge (Bank of America, Seiko, Nike und andere) reich geworden, aber sie spendet auch Millionenbeträge. Fussball betreibt sie nur noch als Nebenbeschäftigung (sie hat auch öfter für das Nationalteam gespielt als für einen Klub). Sie kann reden wie wenige Sportler (mit einem Uni-Abschluss in Speech Communication). In der populären TV-Sendung «Dancing with the Stars» nahm sie ihr Partner Maxim Chmerkovskiy, ein berufsmässiger Showtänzer, hinter den Kulissen brutal in den Clinch, doch sie verzichtete auf Klage. Ihr Urvertrauen zu Männern scheint traumatisch belastet, seit ihr geschiedener Vater, ein Vietnamveteran, sie als Siebenjährige zu einem Baseballspiel mitnahm; doch daraus wurde eine siebentägige Entführung von Motel zu Motel. Aber er brachte ihr auch das Fussballspielen bei.

Peter Hartmann

Ohne Fesseln

Von Christoph Landolt — Die Taxi-App Uber könnte den Chauffeurmarkt revolutionieren.

Eigentlich sei die App super, meint Taxifahrer Zoran. «Es ist nur zu billig.» 21 Franken wurden dem Schreibenden für die Fahrt – 4,94 Kilometer und 17 Minuten und 9 Sekunden lang – abgebucht. «Nach dem offiziellen Zürcher Tarif würde das knapp das Doppelte kosten», schätzt Zoran.

Möglich macht es Uber, eine Fahrervermittlungs-App, welche die Taxifahrer in Aufruhr gebracht hat: In London oder Madrid demonstrierten sie zu Tausenden, in Paris zerstachen sie Reifen von Uber-Chauffeuren. Das Start-up aus San Francisco, das Anfang Juni 1,2 Milliarden Dollar Risikokapital bekommen hat, will die Welt erobern. Man plane die Expansion nach Genf, weitere Städte seien denkbar, erklärt Uber-Schweiz-Chef Rasoul Jalali.

Die Bedrohung kommt nicht von der etablierten Konkurrenz. Wirklich fürchten muss Uber nur den Staat. In Brüssel und Berlin wurde der Dienst kurzerhand verboten. Auch in Zürich ist der Transportmarkt nach allen Regeln der Verwaltungskunst reguliert: Taxifahrer brauchen Theorieprüfungen, praktische Tests, Leumundszeugnisse, bezirksärztliche Fahrsicherheitszeugnisse, geeichte Taximeter, zweijährlich geprüfte Fahrtenstreifen, alljährlich motorfahrzeuggeprüfte Autos, beigenweise Formulare, und – nicht zuletzt – eine Konzession à 856 Franken pro Jahr. Streng verboten ist «wischen»: durch die Strassen kurven und sich von Kunden herwincken lassen. Doch erstaunlicherweise führen all diese Auflagen nicht dazu, dass Taxifahren besonders attraktiv wäre, im Gegenteil.

Bisher hat Uber in Zürich nicht versucht, die Grenzen des engabgesteckten Taxirahmens zu ritzen. Es ist deshalb nichts mehr als eine alternative Taxizentrale, die eine bessere App und günstigere Tarife bietet (ein Kilometer kostet Fr. 2.20 statt der offiziellen Fr. 3.80).

Doch seine revolutionäre Wucht entfaltet Uber erst, wenn – wie es vor allem in Übersee möglich ist – Private Chauffeurdienste anbieten können. Es wäre eine Win-win-Situation: Die einen könnten am Feierabend etwas Geld verdienen, um ihr neues Auto abzuzahlen. Andere könnten auf einen eigenen Wagen verzichten, weil Sichfahrenlassen endlich erschwinglich wäre. Und der künftige Ex-Taxifahrer Zoran würde zwar weniger Kilometerumsatz machen, dank mehr Fahrten aber mehr verdienen. Die Schweizer Städte würden ihre Auflagen deshalb besser abschaffen und das Taxikartell dem Wettbewerb aussetzen. Vom Teilen profitieren alle.

Fussballvergleich

Von Peter Keller — Die SP will das Einbürgern wegen Shaqiri und Co. erleichtern.

Wem in diesen Tagen nichts mehr einfällt, der greift zum Fussballvergleich. So war es auch, als der SP-Fraktionschef am letzten Sessionstag ans Rednerpult im Nationalrat schritt. Da war die schöne runde Welt noch in Ordnung. Die Schweiz hatte, wenn auch glücklich, Ecuador mit 2:1 besiegt. Für Andy Tschümperlin ein – Vorsicht, Fussball-Metapher – Steilpass für sein Schlussvotum zum Bürgerrechtsgesetz.

Hängt das Wohlergehen der Schweiz wirklich von ein paar Tschüttelern ab?

Also sprach der oberste Sozialdemokrat: «Köbi Schuler, Toni Käser und Fredi Müller – so heissen die Helden der Schweiz in Brasilien nicht. Wir feiern unsere Fussballstars Valon Behrami, Ricardo Rodriguez und Haris Seferovic. Auch wenn Behrami wie Winkelried den Sieg gegen Ecuador erzwungen hat, die Zeit der Eidgenossenschaft ist Geschichte. Heute geht es um Schweizerinnen und Schweizer – willkommen im 21. Jahrhundert!»



So ein Pech: SP-Fraktionschef Tschümperlin.

So ein Pech, dass am gleichen Abend unsere Fussball-Nati eine 2:5-Klatsche gegen Frankreich einfiel. Was nun, Herr Tschümperlin? Alle wieder ausbürgern? Oder anders gefragt: Hängt das Wohlergehen der Schweiz wirklich von ein paar Tschüttelern ab? Soll sich eine ganze Bürgerrechtsgesetzrevision und damit die Integrationskriterien an einer Fussball-Nationalmannschaft ausrichten? Das ist mindestens so läppisch, wie wenn die Linken plötzlich ihre Liebe zur Schweiz entdecken, nur weil die Hälfte der Spieler einen Migrationshintergrund hat.

Den Schweizer Pass gibt es nicht ohne Leistung. Oder um in der Bilderwelt des Andy Tschümperlin zu bleiben: Auch in der Fussball-Nati darf nicht jeder Löli mitspielen.

Falsches Signal

Von Alex Reichmuth — Der Zwang zur Rücknahme von Online-Artikeln geht zu weit.

Man stelle sich vor, der Vermieter weist die Minderreiche Familie sofort aus seiner Wohnung, am Tag nach deren Einzug. Er brauche die Räume für sich. Oder der frisch vermählte Ehemann gibt nach genossener Hochzeitsnacht seiner Gattin den Laufpass. Er wolle eine andere heiraten. So geht es nicht, würde man sagen. Denn Miet- und Eheverträge sind wie generell Verträge einzuhalten. Aufgelöst werden können sie nur, wenn alle einverstanden sind oder – bei dauerhaften Vereinbarungen – gemäss vereinbarten Kündigungsklauseln.

Dass Verträge gültig sind, ist fundamental für geregelte Verhältnisse in Gesellschaft und Wirtschaft. Der Ständerat will nun dieses Prinzip durchbrechen: Onlineshopper sollen ein vierzehntägiges Rücktrittsrecht bekommen. Der Kunde kann also Waren wieder zurückgeben – trotz Kaufvertrag.

Alter Irrglaube

Die Kleine Kammer kommt damit einer Forderung linker Konsumentenschützer entgegen. Beim Rückgaberecht im Internet gehe es um den Schutz der Kunden, behaupten diese. Niemand ist aber gezwungen, Bücher, Spielzeug oder Kleider online zu beziehen. Wer fürchtet, das Falsche zu bestellen, kann weiterhin in normalen Buchhandlungen und Kleiderläden einkaufen. Vor allem muss niemand bei einem bestimmten Anbieter bestellen – etwa bei einem, der mit falschen Fotos täuscht.

Grosse Versandhändler bieten heute freiwillig ein Widerrufsrecht. Solche Kulanz ist willkommen. Aber ein Zwang zur Rücknahme geht zu weit. Niemand müsste sich vor einem Onlinekauf überlegen, was er braucht. Jeder könnte wild drauflosbestellen, um dann die Artikel nach Belieben zu retournieren.

Dem Beschluss in Bern liegt ein alter Irrglaube zugrunde: Die Verkäufer seien skrupellos und die Kunden hilflos. Realität ist längst das Gegenteil. Unverschämte Konsumenten lesen online angeforderte Bücher und feiern in probeweise bestellten Cocktailkleidern Party. Danach wird alles zurückgeschickt, kostenlos. Eben hat die Stiftung für Konsumentenschutz ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert. In diesem halben Jahrhundert wurden die Kundenrechte deutlich ausgebaut. Es wäre wünschenswert, wenn in den nächsten fünfzig Jahren eine noch zu gründende Stiftung für Verkäuferschutz Erfolge feiern könnte.

Personenkontrolle

Condrau, Mörgeli, Ritzmann, Aepli, Widmer-Schlumpf, Brunetti, Huber, Noser

Professor **Flurin Condrau**, ehemaliger Direktor des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich und Gegenspieler seines Ex-Untergebenen **Christoph Mörgeli** in der Universitätsaffäre, hat vor dem Obergericht eine doppelte Niederlage erlitten. Dabei geht es zweimal um den Begriff «geheim». Stichwort eins: Amtsgeheimnis. Die Richter ermächtigen die Staatsanwaltschaft, ein Verfahren gegen Condrau zu eröffnen. Es liege ein «deliktsrelevanter Verdacht» vor, urteilt das Obergericht in seinem Beschluss vom 17. Juni 2014. Gut möglich also, dass der nach wie vor im Beamtensta-



Stichwort «geheim»: Professor Condrau.

tus engagierte Kantonsangestellte und Professor dereinst verurteilt werden wird. Das Gleiche gilt für Condraus Stellvertreterin **Iris Ritzmann**. Gegen diese hat die Staatsanwaltschaft bereits Anzeige erhoben. Stichwort zwei: Geheimhaltung. Abgeblitzt ist Condrau beim Gericht mit seinem Begehren, die Strafuntersuchung gegen ihn solle der «Geheimhaltung» unterliegen. Condrau wollte verhindern, dass die Erkenntnisse von Staatsanwaltschaft und Gerichten zu seiner Rolle beim Mobbing gegen Mörgeli und seine mutmasslichen Straftaten in dieser Sache publik werden. Explizit äusserte Condrau die Befürchtung, «dass Teile seiner Stellungnahme in einer der nächsten *Weltwochen* nachzulesen sind». Das Gericht widerspricht: Dass die *Weltwoche*, die den Fall minutiös recherchiert hat und auch die Verstrickung von Bildungsdirektorin **Regine Aepli** (SP) enthüllte, journalistische Aufklärungsarbeit leiste, sei kein «Anlass» zu Geheimjustiz. Im Sinn dieses richterlich bestätigten Anspruchs der Öffentlichkeit auf Transparenz machen wir das erwähnte Urteil und die Anklageschrift gegen Iris Ritzmann auf www.weltwoche.ch zugänglich. (*gut*)

Die Halbwertszeit des Bankkundengeheimnisses nimmt in immer höherer Kadenz ab. Bis im



Katze aus dem Sack: Widmer-Schlumpf.

Mai hiess es aus dem Finanzdepartement von **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP), im Inland stehe es nicht zur Disposition. Am 15. Mai veröffentlichte die *Weltwoche* dann einen vertraulichen Bericht der Expertengruppe **Aymo Brunetti**, die zu einem guten Teil aus Widmer-Schlumpfs Beamten besteht: In Zukunft solle eine «Wahlmöglichkeit» eingeführt werden zwischen Verrechnungssteuer und automatischer Meldung ans Steueramt. Dadurch gäbe es in der Schweiz ebenfalls eine Art automatischen Informationsaustausch. Die Freiwilligkeit wäre eher theoretisch, da die Banken mit ihren ausländischen Kunden bereits umfangreiche Erfahrungen gesammelt haben, wie diese zur Steuerehrlichkeit anzutreiben sind. Trotz des im Erbgut des Vorschlags enthaltenen Endes des Bankgeheimnisses im Inland beschwichtigte Aymo Brunetti, und die federführende Bundesrätin dementierte gar, wie die *Aargauer Zeitung* schrieb: «Beim Treffen mit den Parteipräsidenten stellte Widmer-Schlumpf dem Vernehmen nach die baldige Einführung eines Informationsaustausches «light» im Inland in Abrede.» Am vergangenen Sonntag liess die Finanzministerin die Katze dann in einem Interview mit der *Sonntagszeitung* aus dem Sack. Sie werde dem Bundesrat in Kürze genau die von der *Weltwoche* publik gemachte «Wahlmöglichkeit» vorschlagen. Das einmütige Bekenntnis zur finanziellen Privatsphäre der bürgerlichen Parteien gerät bereits ins Wanken. FDP-Fraktionschefin **Gabi Huber**, die die Idee heftig kritisiert hatte, mochte sich mit Verweis auf ihre volle Agenda nicht äussern, während ihr Fraktionskollege **Ruedi Noser** aktiv für Widmer-Schlumpfs Idee weibelt. Er lehnte eine Stellungnahme ab. (*fsc*)



Wankt: FDP-Fraktionschefin Huber.

Nachruf



Unverwundbarkeit: Chemikerin Kwolek.

Stephanie Kwolek (1923–2014) — Sie erfüllte den dringlichsten Wunsch, seit Menschen gegeneinander die Keule schwingen: Unverwundbarkeit! Achilles tauchte im Styx, Siegfried badete in Drachenblut. Gemeines Volk versuchte sich mit Leder, Holz, Eisen zu panzern. Doch nichts schützt den menschlichen Körper so effektiv wie Kwoleks Erfindung. Als die Chemikerin aus dem US-Bundesstaat Pennsylvania 1965 im Labor nach Leichtmaterialien für Autoreifen forschte, entwickelte sie – durch «glücklichen Zufall» – Kevlar, eine Kunstfaser, die Spezialwesten schussicher macht.

«Nicht in tausend Jahren hätte ich gedacht, dass ich Tausende Leben retten würde», sagte Kwolek zu *USA Today* 2003, als sie am TV zusah, wie US-Soldaten in ihren Kevlar-Helmen und -Jacken schlimmste Angriffe überlebten. Kevlar ist fünfmal so stark wie Stahl, ausserdem sind die goldgelben Aramidfasern ultraleicht sowie säure- und hitzebeständig. In allen Bereichen des Alltags finden sie Verwendung: in Schuhen für Feuerwehrmänner, Hockeystöcken, schneidfesten Handschuhen, Glasfaserkabeln, Kanus, Schiffstauen, Brücken et cetera.

Kwolek sei «eine wahre Pionierin für Frauen in der Wissenschaft» gewesen, sagte ihre ehemalige Chefin beim Chemiekonzern DuPont. Die Tochter polnischer Einwanderer war weit mehr als das. «Es gibt wenige Menschen, die in ihrer Karriere die Möglichkeit haben, etwas Gutes für die Menschheit zu tun», sagte Kwolek in einem ihrer letzten Interviews. Letzte Woche ist sie neunzigjährig in Wilmington gestorben.

Urs Gehrig

Schweizer Muslim auf syrischen Abwegen

Von Kurt Pelda und Kerstin Luttenfelder (Illustration) — Ein achtzehnjähriger Aargauer fährt nach Syrien und wird von Rebellen verhaftet. Mehrmals bekommt er es auf seiner Reise mit der Polizei zu tun, auch die Schweizer Behörden werden alarmiert. Doch niemand stoppt den jungen Mann.

Eigentlich ist der achtzehnjährige Aargauer mit den asiatischen Gesichtszügen gewarnt gewesen. Am türkischen Grenzposten stempelt ihm der Beamte das Wort «İptal», also «Annulliert», in seinen Kinderpass. Obwohl der Ausweis seit mehr als einem Monat abgelaufen ist, lässt der Uniformierte den Schweizer ziehen – hinüber ins Bürgerkriegsland Syrien. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Dabei macht die Terrortruppe des Islamischen Staats im Irak und in Grosssyrien (Isis) weite Teile der Grenzregionen zur Türkei unsicher. Ankara hat deshalb die Grenzkontrollen verstärkt – offiziell. Eigentlich sollten die türkischen Zöllner deshalb verhindern, dass potenzielle Dschihadisten die Grenze überqueren und sich dem Isis oder al-Qaida anschliessen. Was der aargauische Muslim mit der Metallbrille und dem schwarzen Bart in Syrien wirklich will, weiss ausser ihm niemand so recht. Warum also lässt man ihn gehen?

Ankunft im Minenfeld

Die unglaubliche Reise des blutjungen Schweizers ist auch eine Geschichte behördlichen Versagens – und zwar nicht nur von türkischer Seite. Alle reden davon, Dschihadisten von der Reise nach Syrien abzuhalten. Die Geheimdienste der halben Welt stehen in Alarmbereitschaft wegen jener potenziellen Terroristen, die aus dem syrischen Kriegsgebiet in ihre Heimatländer zurückkehren könnten –

«Bitte sagen Sie meinem Vater nichts. Ich habe mich von meiner Familie verabschiedet.»

auch in die Schweiz. Man spricht von der grössten terroristischen Gefahr seit dem 11. September 2001.

Trotzdem schafft es ein Achtzehnjähriger, ohne Geld und mit einem abgelaufenen Kinderpass über Deutschland, Österreich, den Balkan und die Türkei nach Syrien zu reisen. Dass es Harry B. unter diesen Umständen bis ins syrische Grenzgebiet schafft, stellt den Schlapphüten und Polizeikräften kein gutes Zeugnis aus – ganz unabhängig von seinem Reisemotiv. Vielleicht ist er bloss ein harmloser, wenn auch ziemlich naiver Träumer. Nach seinen eigenen Worten befindet er sich auf einer muslimischen Pilgerreise. Vielleicht mimt er den Naivling aber auch nur. Für einen Ortsunkundigen ist die Provinz

Aleppo im Norden von Syrien ein Minenfeld. Nach dem Verlassen des türkischen Territoriums muss Harry B. das Niemandsland bis zum Grenzposten der syrischen Rebellen mit der Unabhängigkeitsflagge und dem Emblem der Islamischen Front, einer Allianz von Aufständischen gegen Präsident Assad, zu Fuss überqueren. Hinter dem Zaun zu beiden Seiten der Strasse warnen Schilder vor Personenminen. Im Umkreis von etwa dreissig Kilometern gibt es vier verfeindete Kampfgruppen: die Kurden, die Islamische Front, die Regierungstruppen und den Isis.

Es ist der 14. Juni. Irgendwie gelingt es Harry B., die blau uniformierten Zöllner der Islamischen Front zu überlisten und per Anhalter weiterzufahren. Seiner Mutter, einer aus Südostasien stammenden Englischlehrerin und Muslimin, schickt er mit dem iPhone noch eine letzte Nachricht. «Ich bin jetzt in Syrien.» Danach bricht der Kontakt ab. Schon bald befürchtet die Mutter, dass der verlorene Sohn den Tod gefunden haben könnte. Der aus dem Kanton Bern stammende Vater ist zum Islam übergetreten. Doch im elterlichen Einfamilienhaus finden sich nicht die geringsten Spuren von religiösem Fanatismus.

Was Polizisten und Grenzbeamte in einem halben Dutzend Staaten nicht schafften, wird nur wenige Kilometer nach dem Grenzübertritt Realität: An einer der zahlreichen Strassensperren werden die Rebellen misstrauisch, und die angebliche Pilgerreise von Harry B.

nimmt ein abruptes Ende. Zu oft hat man hier schon solche jungen Männer gesehen, zu oft haben sich diese dann dem Isis angeschlossen. Mit dem Schrei «Allah ist grösser» schnitten sie den Kämpfern der Islamischen Front die Köpfe ab, steckten sie auf Pfähle oder stellten sie auf öffentlichen Plätzen zur Schau. Die Rebellen wollen kein Risiko eingehen, unser Schweizer landet im Gefängnis.

Khaled, ein Kämpfer der Islamischen Front, ist überzeugt, dass Harry B. dem Isis beitreten



«Allah ist grösser»: Syrische Rebellen nehmen Harry B. gefangen.

wollte. «Warum sonst würde er nach Syrien kommen? Ein Pilger auf dem Weg zu den heiligen Stätten? Das ist doch lächerlich», meint der Mann, der nur wenige Jahre älter ist als Harry B. Andere Rebellen sind sich da nicht so sicher. Yussuf zum Beispiel hat sich länger auf Englisch mit dem Aargauer unterhalten. «Mit dem Mann stimmt etwas nicht, er verheimlicht etwas», meint er. «Aber vielleicht ist er auch nicht ganz richtig im Kopf.»

Wir sitzen in einem Büro der Islamischen Front mit Kunstledersesseln, einem Tisch mit einem Computer und einem Schrank. Es ist mitten in der Nacht, da kommt Harry B. herein. Ein Auto hat ihn von seinem Gefängnis hierhergebracht. Er ist schlank und braungebrannt und trägt Dreiviertel-Shorts, Mokassins und ein T-Shirt. In Aargauer Dialekt sagt er zuerst langsam und leise, dass er vor allem unter den schlechten hygienischen Bedin-

gungen leide. Ob er auch geschlagen werde? Die Frage scheint ihn zu erstaunen. «Nein», antwortet er. Ihm ist offenbar nicht bewusst, in welcher Lage er steckt. «Bitte sagen Sie meinem Vater nichts. Ich habe mich von meiner Familie verabschiedet.» Harry B. will nicht in die Schweiz zurück, nie mehr. Vor wenigen Tagen noch hat er seiner Mutter eine Nachricht geschickt: «Werde nach Saudi-Arabien gehen. Hör auf, mir so viel zu schreiben.»

«Später gab mir ein Türke etwas Geld ...»

Warum er denn ausgerechnet durch Syrien fahren müsse, wenn die Reise doch nach Saudi-Arabien gehe? «Das ist der direkteste Weg», antwortet Harry B. Doch da liegt ein Widerspruch: Die schnellste Route würde von der Schweiz über Norditalien und den Balkan in die Türkei führen. Doch am Anfang macht

Harry B. einen Abstecher nach Deutschland. Warum, ist nicht klar. Wollte er dort jemanden treffen? Jedenfalls wird die deutsche Polizei auf ihn aufmerksam und schickt ihn zurück in die Schweiz. Das verschweigt Harry B. beim Gespräch im Büro der Islamischen Front. «Ich habe zu Fuss Österreich durchquert und bin so nach Slowenien gelangt. Dort habe ich Geld am Boden gefunden und konnte mir damit Bus- und Bahntickets bis nach Istanbul leisten. Später gab mir ein Türke etwas Geld, damit ich es bis zur syrischen Grenze schaffte. Ich bin nicht hierhergekommen, um zu kämpfen. Ich will nur nach Medina pilgern.»

Seinen Glauben so richtig gefunden habe er erst vor etwa eineinhalb Jahren. Damals habe er auch angefangen, regelmässig zu beten, aber in Moscheen sei er nicht gegangen. Dass er sich seither radikalisiert hat, zeigt er mit dem nächsten Satz: «Ich kann nur noch in einem muslimischen Land leben.» So eine Aussage könnte auch von einem Isis-Dschihadisten stammen.

Nun schicken die Rebellen Harry B. aus dem Büro und bringen einen Stapel Papiere mit Text in kyrillischer Schrift. Es ist ein Polizeireport aus Bulgarien. Darin steht, dass Harry B. mit einem abgelaufenen Pass und ohne Geld verhaftet worden sei. Die Bulgaren informieren die Schweizer Behörden, doch obwohl der Jugendliche schon vor einem Jahr von zu Hause ausbüxte und am Ende in Ungarn aufgegriffen wurde, bleibt eine Reaktion aus. Nach 48 Stunden lassen die Bulgaren den Schweizer laufen.

Gröberes Haschischproblem

Harry B. hat die Bezirksschule abgeschlossen und danach eine Banklehre begonnen. Doch die Bank schmeisst den Jugendlichen noch in der Probezeit hinaus. Er sei unzuverlässig gewesen und oft zu spät zur Arbeit erschienen, habe sich sonst aber korrekt verhalten, heisst es bei dem Finanzinstitut. Hintergrund war offenbar ein gröberes Haschischproblem. Harry B. sei eigentlich recht clever, habe aber einfach nichts auf die Reihe gekriegt, meint eine Bankmitarbeiterin.

Später findet der Jugendliche keine Lehrstelle mehr. Besonders trifft es ihn, dass er bei der Aushebung als militäruntauglich eingestuft wird. Danach schliesst er sich ein und verbringt viel Zeit vor dem Computer. Mit dem Kiffen und Rauchen hat er aufgehört. Dafür liest er jetzt viel im Koran und surft im Internet. Ob er – wie andere junge Muslime – dadurch radikalisiert wird, ist unklar.

Ins Büro der Islamischen Front tritt nun ein echter Dschihadist, ein Uniformierter aus Zentralasien, der sehr gut Russisch und leidlich Englisch spricht. Er sagt: «Harry hat nichts Böses getan. Man sollte ihn einfach zurückschicken.»



Deutschlaaand!

Von Henryk M. Broder — Wie passt das alles zusammen? Gar nicht.



Die Deutschen sind, sagen wir es mit der gebotenen Zurückhaltung, ein seltsames Volk. Die Grossmütter und Grossväter wollten noch den «totalen Krieg»; deren Enkel

und Enkelinnen demonstrieren für den «totalen Frieden». Sie wollen die Arbeitszeit verkürzen, das Renteneintrittsalter herabsetzen, den Sozialstaat ausbauen, das bedingungslose Grundeinkommen für alle, also auch für Millionäre, einführen und zugleich «die Reichen» stärker besteuern. Einkommen und Wohlstand sollen «umfairteilt» werden. Dass die Kanzlerin von der amerikanischen NSA abgehört wurde, empfinden sie als einen Angriff auf ihre nationale Ehre; dass sie selber en masse von deutschen Geheimdiensten überwacht werden, lässt sie dagegen kalt. Sie schwärmen von einem Leben «im Einklang mit der Natur», also ohne genveränderte Tomaten, aber sie schauen der Vernichtung der Natur durch Tausende von Windrädern ungerührt zu. Sie kaufen Öko-Obst, Öko-Gemüse und Öko-Fleisch zu überhöhten Preisen im Bioladen, aber wenn sie für einen Liter Milch zehn Cent mehr zahlen sollen, gehen sie auf die Barrikaden. Sie finden «weniger Autos besser als mehr Autos», stemmen sich aber gegen die Einführung eines Tempolimits auf den Autobahnen.

Der Deutschen liebstes Hobby ist das Vergleichen von Preisen. Um zu sparen, fahren sie ans andere Ende der Stadt, wo es eine Tankstelle geben soll, an der das Benzin zwei Cent pro Liter billiger ist. Aber sie lassen sich widerspruchslos ausrauben und enteignen, wenn es denn der guten Sache dient. Für die Energiewende oder die Kosten der europäischen Integration. Das Geld dafür, glauben sie, kommt vom Staat. Dass es ihr Geld ist, das sie erarbeiten müssen, bevor es vom Staat ausgegeben werden kann, kommt ihnen nicht in den Sinn. Denn es ist schon weg, noch bevor sie es gesehen haben. Sie sind begeisterte Europäer, weil Europa ihnen die Möglichkeit bietet, ihrem Deutschsein zu entkommen. Geht es aber um Fussball, verwandeln sie sich wieder in Deutsche und schreien «Deutschlaaand», als hätten sie nach einer langen Reise übers Meer am Horizont einen Streifen Festland gesichtet.

Wie passt das alles zusammen? Gar nicht. Konsequenz mag eine deutsche Tugend sein, Kohärenz ist es nicht.

Gleichheits-Apostel im Irrtum

Von Kurt Schiltknecht — Der französische Ökonom Piketty behauptet, dass die Marktwirtschaft feudalistische Eigentumsverhältnisse schaffe. Das Gegenteil ist der Fall: Reichtum entsteht und zerrinnt.

In vielen westlichen Industrieländern hat auch sechs Jahre nach der Bankenkrise noch keine nachhaltige Erholung des Wirtschaftswachstums eingesetzt. Die Löhne steigen nur wenig oder gar nicht. In einem solchen Umfeld erhalten Forderungen nach einer ausgeglichenen Einkommens- und Vermögensverteilung Aufwind. Die Bereitschaft der Bürger, dem Ruf nach einer stärkeren Belastung der «Reichen» Gehör zu schenken, nimmt parallel zu den wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu.

Bei steigenden Einkommen lösten solche Forderungen keine grossen Reaktionen aus. Das Interesse an zusätzlichen staatlichen Eingriffen in die Einkommens- und Vermögensumverteilung war gering. Die Priorität der meisten Leute liegt somit offenbar bei einer Verbesserung ihrer Einkommensverhältnisse und nicht bei einer ausgeglichenen Vermögens- und Einkommensverteilung. Dennoch messen die Medien und auch ein Teil der Politiker den Verteilungsproblemen riesige Bedeutung bei.

In letzter Zeit hat das Buch des französischen Ökonomen Thomas Piketty, «Capital in the Twenty-First Century», für Schlagzeilen gesorgt. Piketty behauptet, dass in einer freien Marktwirtschaft der Reichtum in immer weniger Hände übergehen würde und die westlichen Volkswirtschaften den Charakter eines feudalistischen Systems bekämen.

Die Beobachtung von Piketty, dass in den letzten dreissig Jahren die Reichsten immer reicher geworden sind, lässt sich nicht bestreiten. Doch über die Gründe gibt es verschiedene Hypothesen. Teilweise wird dies in einem Zusammenhang mit den aus dem Ruder laufenden Managerlöhnen gesehen. Für andere liegt der Hauptgrund im Erben.

Um mehr Aufschluss darüber zu bekommen, wie die Reichsten zu ihrem Geld gekommen sind, haben die beiden amerikanischen Ökonomen Steven N. Kaplan und Joshua Rauh die Familiengeschichten der 400 reichsten Amerikaner studiert. Gemäss Kaplan und Rauh besaßen diese im Jahr 1982 ein Vermögen von 214 Milliarden Dollar (in Preisen von 2011 gerechnet). Bis ins Jahr 2001 stieg das Vermögen der reichsten 400 auf 1197 Milliarden Dollar. Zehn Jahre später lag der Wert bereits bei 1525 Milliarden Dollar. Bei der Untersuchung kamen einige interessante Fakten zum

Vorschein. So stieg der Anteil derjenigen, die ihr Vermögen in der ersten Generation schufen, vom Jahr 1982 bis ins Jahr 2011 von 40 auf 69 Prozent. Dagegen gab es unter den Reichsten im Jahr 2011 keine mehr, die ihr Vermögen in der vierten oder fünften Generation geerbt hatten. Die These, dass die ganz grossen Vermögen vor allem durch Vererbung geschaffen werden, ist somit falsch.

Zuckerberg: Superreich dank Leistung

Rund 20 Prozent der reichsten 400 sind in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Der grösste Teil (rund 50 Prozent) stammt aus wohlhabenden, aber nicht reichen Familien. Bemerkenswert ist die Zunahme der Reichsten, die einen Universitätsabschluss aufweisen. Im Jahr 2011 lag deren Anteil bei 87 Prozent. Die Chancen, ganz reich zu werden, steigen mit einer guten Ausbildung.

Es gibt aber auch einige (8 Prozent), die wie

Bill Gates oder Mark Zuckerberg ihr Studium nie abgeschlossen haben und heute dennoch zum Kreis der reichsten Amerikaner zählen. Steven N. Kaplan und Joshua Rauh kommen aufgrund ihrer Untersuchung zum Schluss, dass es vor allem wirtschaftliche Gründe sind, die Fähigkeiten, neue Erkenntnisse unternehmerisch umzusetzen oder neue

Produkte und Dienstleistungen zu entwickeln, die zur Bildung neuer und riesiger Vermögen geführt haben. Dass diese Vermögen heute viel grösser sind, hängt unter anderem auch damit zusammen, dass die erfolgreichen Unternehmer heute global tätig sein können.

Vor dem Hintergrund solcher Resultate muss man sich die Frage stellen, ob man mit einer sehr hohen Besteuerung der so verdienten Einkommen und Vermögen Gefahr laufen möchte, den unternehmerischen Elan dieser Leute zu brechen und damit deren Spar- und Investitionsquote zu senken. Viel eher sollten wir ihnen dankbar sein, dass sie ihre Vermögen für Investitionen zur Verfügung stellen und damit die Schaffung von Arbeitsplätzen ermöglichen. In einem demokratischen Rechtsstaat stellen riesige Vermögen deshalb keine sehr grossen Probleme dar, weil die Macht, die damit verbunden sein könnte, im Gegensatz zu undemokratischen, totalitären Systemen durch die Rechtsordnung beschränkt wird.



Wenn du Frieden willst

Von Hansrudolf Kamer — Chaos und Zerfall allüberall. Signalisiert der Tumult auf der Welt das Ende der internationalen Ordnung, wie sie nach dem Ende des Kalten Kriegs vom Westen errichtet wurde?



Die Indizien mehren sich: Chinas Provokationen im Fernen Osten, der Krieg in Syrien mit der Ausweitung auf den Irak und das russische Powerplay gegenüber der Ukraine, kombiniert mit der allgemeinen

wirtschaftlichen Verunsicherung. Wer oder was sorgt noch für Stabilität?

In einer bemerkenswerten Rede hat vor kurzem der ehemalige amerikanische Notenbankchef Paul Volcker in Washington auf die Turbulenzen verwiesen, die seit dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems 1971 das Währungsgefüge erschüttern. Internationale Finanzkrisen seien zu häufig und noch destruktiver als vorher. Sie schwächten wirtschaftliche Stabilität und Wachstum. Das Sich-Durchwursteln stosse an Grenzen.

Das amerikanische Wirtschaftswachstum bleibt schwach und liegt deutlich unter dem Durchschnitt der Nachkriegsjahre. Gleichzeitig hat aber das Gesamtvermögen der amerikanischen Haushalte, inklusive Immobilien und Wertschriften, soeben einen neuen Höchststand erreicht. Man nennt das *balance sheet recovery*: ein hohler Aufschwung nur in Zahlen. Die Politik der tiefen Zinsen und des leichten Geldes, welche die Notenbank betreibt, versickert in der Realwirtschaft.

Amerika schleppt die Last der Finanzkrise weiter mit sich und wird durch die hohe Verschuldung gehemmt. Dass es weltpolitische Engagements abbaut, ist ein normaler politischer Reflex. Doch der sich beschleunigende Zerfall im Mittleren Osten, die Herausforderungen durch China und Russland zwingen selbst den Friedensnobelpreisträger im Weissen Haus zu einem Umdenken.

So fühlte er sich gezwungen, doch wieder Militärberater in den Irak zu senden. Der Außenminister droht mit Luftschlägen, doch verhallen Drohungen aus Washington mittlerweile ohne Echo. Obama tut alles widerwillig, er wirkt desinteressiert, tut zu wenig und kommt zu spät, um etwas zu bewirken. Denn die Rückkehr nach Bagdad impliziert, dass der Abzug verfrüht war und ein Kollaps des Iraks Amerikas Interessen zuwiderliefe.

Diese Erkenntnis wird kaum bestritten, obwohl in Amerika eine neue heftige Diskussion

über den Irakkrieg entbrannt ist nach dem Muster: Ohne Bush keinen Irakkrieg – Obamas Vorgänger ist auch für das gegenwärtige Debakel verantwortlich. Dabei hatte Obama beim Abzug der letzten amerikanischen Truppen 2011 den Irak zum Erfolgsmodell erklärt, das keine US-Truppen mehr brauche. Der Friedenspräsident erntet nun Krieg.

Obama sucht den Mittelweg

Der ehemalige britische Premierminister Tony Blair verglich nüchtern den Irak mit Libyen und Syrien. Im Irak habe der Westen zu einem Sturz des Regimes aufgerufen, sei einmarschiert, habe den Diktator entfernt und dann versucht, das Land wiederaufzubauen. Der letzte Teil sei schwierig gewesen, schliesslich doch relativ erfolgreich, jetzt wieder in Frage gestellt.

Auch in Libyen sei dem Aufruf zum Machtwechsel eine Intervention gefolgt, aber ohne Bodentruppen und Hilfe beim Aufbau. Heute herrsche Anarchie und Gewaltanwendung mit Exportgefahr nach ganz Nordafrika und in die Region südlich der Sahara. Auch in Syrien habe man den Umsturz gefordert, dann gar nichts unternommen – dieses Land sei am schlimmsten dran.

Obama versucht natürlich, im ganzen Schlamassel einen Mittelweg zu finden. Von den regierenden Europäern kommen nur Ratschlä-

ge, die von moralischer Überlegenheit und Besserwissen triefen. Nach der Empörung über amerikanische Stärke lamentieren sie amerikanische Schwäche und kaschieren ihre eigene – der dekadente Westen, wie er im Buche steht.

Obama ist nicht der erste Präsident, der Kriege abwickeln und seinen Landsleuten eine weniger ambitionierte Aussenpolitik schmackhaft machen will: Eisenhower nach Korea, Nixon nach Vietnam und Bush Vater nach dem Kalten Krieg tönnten alle ähnlich. Überdies intensivierten alle ihre Diplomatie auf vielen Konfliktfeldern – Nixon reiste nach China beispielsweise.

Die Ereignisse kumulieren sich und eröffnen ungemütliche Perspektiven. Ein «Kalifat» genanntes Terroristennest in Teilen Syriens und des Iraks könnte sich etablieren, Jordanien und die Türkei bedrohen und bis nach Zentralasien ausstrahlen. Es weckt auch Erinnerungen an 9/11. Osteuropäische Alliierte werden von Russland unter Druck gesetzt. Die brüchige Solidarität im Westen wird hart geprüft. Chinesische Aggressivität gegenüber Japan, Südkorea, Indonesien, Vietnam und den Philippinen könnte die Pax Americana im Pazifikraum ins Wanken bringen. Die Folgen wären unabsehbar.

Ein Rückzug in den Isolationismus wie nach dem Ersten Weltkrieg ist für Amerika kein Ausweg. *Nation-building at home* ist sicher notwendig. Doch gelingt das nur, wenn Wachstumskräfte befreit werden und sich angebotene Dynamik entfalten kann.

Auch wechselt die Stimmung schnell. Eine Niedergangsstimmung könnte über Nacht in ihr Gegenteil umschlagen. «Si vis pacem, para bellum.» Wenn du Frieden willst, bereite dich auf den Krieg vor.



Noch destruktiver als vorher: Notenbankchef Volcker.

Koalition von Grün und Geld

Von Christoph Mörgeli

Balthasar Glättli, Fraktionspräsident der Grünen, deklamierte im Nationalratssaal die Worte des grossen Walter Kielholz. Er zitierte zustimmend ausgerechnet jenen Vertreter des Zürcher Wirtschaftsadels, der auf dem Höhepunkt der Finanzkrise bei der Credit Suisse 14,6 Millionen und bei der Swiss Re 3,8 Millionen Franken kassiert hatte. Im Jahr, Welcher als CS-Präsident oberste Verantwortung trug für die Vernichtung von Aktienkapital in vielfacher Milliardenhöhe. Kielholz zeichnete 2009 mitverantwortlich für den 90-Millionen-Gesamtbezug von Brady Dougan. Und für ein desaströses Geschäftsmodell in den USA, das die CS jetzt 2,8 Milliarden Dollar kostet.

Jetzt das: Balthasar Glättli, Nachsprecher, hat Walter Kielholz als Vordenker entdeckt. Er betrieb sich in der Bürgerrechtsdebatte ausgerechnet auf den Weckruf eines Mannes, der in allen entscheidenden CS-Gremien schlief. «Es gab», zitierte Glättli Kielholz, «früher schon Phasen starker Immigration – und dann bürgerte man grosszügig ein. Oft wurden Eingebürgerte zur neuen Elite. In Zürich etwa die Familien von Muralt oder Pestalozzi.»

Nun gehört die Geschichte nicht zur Kernkompetenz von Glättli und Kielholz. Sonst hätten die beiden gewusst, dass sowohl die Muralt wie die Pestalozzi keine «Ausländer» waren. Locarno und Chiavenna lagen nämlich im Gebiet der Eidgenossen. Und «grosszügig» wurde im alten Zürich keineswegs eingebürgert: Die wegen ihres Glaubens geflüchteten Familien erhielten vorerst nur eine obrigkeitliche «Duldung». Johannes von Muralt, 1555 in Zürich eingetroffen, zeichnete sich als Mediziner in der Behandlung Pestkranker aus und wurde 1566 Stadtbürger. Die Familie von Orelli musste von 1555 bis 1679 aufs volle Bürgerrecht warten. Die Pestalozzi durften erst 1767 in den Grossen Rat einziehen. Der angeblich «grosszügig» einbürgernde Zürcher Stadtstaat hatte fast zweihundert Jahre lang praktisch keine neue Familie ins Bürgerrecht aufgenommen.

Unsere Ahnen haben also das Bürgerrecht mit grösster Zurückhaltung vergeben. Und wenn, dann nur an Zuwanderer, die zu einer ausgesprochenen Elite gehörten und dem Gemeinwesen nicht nahmen, sondern gaben. Die Glättli-Kielholz-Koalition von Grün und Geld hinterlässt einen schalen Nachgeschmack. Auch wenn Balthasar im heissen Juni ausnahmsweise keinen Schal trug.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Zürich–Bern in 28 Minuten

Von Peter Bodenmann — Müssen zuerst drei Millionen Schweizer sterben, bis schnelle Züge Bern mit Zürich verbinden?



Pläne erst für 2050: SBB-Präsident Gygi.

Langsam, aber sicher beginnen immer mehr Interessierte zu begreifen: Im Bereich der automobilen Mobilität steht uns eine Revolution ins Haus. Das Elektroauto wird sich durchsetzen. Die Grenzen zwischen öffentlichem und privatem Verkehr verschwinden. Über das iPhone werden wir uns das gewünschte, sich selbst steuernde Auto vor die Haustüre bestellen. Und dieses wird uns vor den Büros, Fabriken und Kinos wieder ausspucken.

Jeder Franken in neue Strassen ist zum Fenster hinausgeworfenes Geld. Weil sich selbst steuernde Autos die Kapazität des Strassennetzes kostenfrei vervielfachen. Die Bahn in der Schweiz hat gegenüber der Strasse nur eine Chance, wenn sie schneller und bequemer wird. Genau dies will das Komitee Bahn 2000 plus erreichen. Eine Neubaulinie, die weitgehend unterirdisch verläuft – soll neu Zürich Altstetten mit dem bernischen Roggwil verbinden. Die Fahrzeit zwischen Bern und Zürich würde – je nachdem, was für Rollmaterial man einsetzt – auf 42 bis 28 Minuten sinken. Die Investitionen würden bei sechs Milliarden Franken liegen. So viel, wie die Schweiz jeweils jedes Jahr zwischen Januar und Oktober für ihre Bauern ausgibt.

Diese Investition ist allerdings nur sinnvoll, wenn die SBB dank Automatisierung massiv produktiver werden. Noch haben unsere Bundesbahnen den Absprung in das digitale Zeitalter leider nicht geschafft.

Für Richard Nixon waren in den sechziger Jahren alle Keynesianer. Ulrich Gygi hat damals in Bern unter anderem Keynes studiert. Heute ist Gygi Verwaltungsratspräsident der SBB. Und er will die Fahrzeiten zwischen Bern und Zürich – anders als die Initianten des Projektes Bahn 2000 plus – erst für das Jahr 2050 auf 45 Minuten senken. Für John Maynard Keynes galt: «Langfristig gesehen sind wir alle tot.»

Alle der drei Millionen Schweizerinnen und Schweizer mit und ohne Pass, deren Lebenserwartung statistisch gesehen vor 2050 abläuft, müssten das Projekt Bahn 2000 plus unterstützen. Und den Ingenieur Peter Teuscher aus der Versenkung holen, der den Lötschberg-Basistunnel – im Gegensatz zur ewigen Baustelle Gotthard – in Rekordzeit realisiert hat. Leiden würde die Berner Hotellerie. Denn neu würde kein Zürcher National- oder Ständerat mehr freiwillig in Bern übernachten, wenn er für die Fahrt zwischen Bern und Zürich nur mehr 28 Minuten brauchte. Anstatt mit lächerlichen Initiativen das Leben und Essen in der Schweiz zu verteuern, würden die Grünen gescheiter eine Volksinitiative für die schnelle Realisierung des Projekts Bahn 2000 plus einreichen. Wenn sie nicht aufpassen, schnappt sich sonst Martin Bäumle noch dieses Thema.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Tick der Hyperventilation

Von Kurt W. Zimmermann — Unsere Welt ist so aufregend, aufregend, aufregend. Wir wollen sie dauernd erleben, live, live, live.

1' Anpfliff. Zimmermann setzt sich vor seinen Computer.

2' Wenig los bis jetzt. Zimmermann starrt an die Decke.

4' Eine erste erfolversprechende Aktion. Er bohrt in seiner Nase.

6' Jetzt ein Vorstoss nach links. Zimmermann zieht Richtung Kühlschrank.

7' Er kommt mit einer Cola zurück.

8' Die Spannung flaut etwas ab. Wieder starrt er an die Decke.

11' Achtung. Zimmermann lockert seine Finger – was hat das zu bedeuten?

12' Tooooooor! Jetzt beginnt er zu schreiben! Er schreibt über Live-Ticker.

Der Live-Ticker ist die jüngste Form unter allen journalistischen Formen. Er ist die direkteste Form, weitaus schneller und faktennäher als klassische Formen wie Nachricht, Reportage und Interview. Ein Journalist beschreibt im Internet, was er live sieht. Er tut es im Minutentakt.

Bei allen Spielen der Fussball-Weltmeisterschaft sitzen derzeit in den Redaktionen Journalisten neben dem Fernseher. Sie beschreiben Minute per Minute, was gerade passiert. Wenn Shaqiri in der 27. Minute übers Tor schießt, dann steht zehn Sekunden später auf der Internetsite: «27' – Shaqiri schießt übers Tor.»

Der Live-Ticker ist ein junges Genre. Erst ab 2008 setzte sich das Format auf breiter Front durch. Heute ist es eine eigenständige Gattung, die sich dauernd weiterentwickelt. Es genügt nicht mehr, einfach zu protokollieren, was sich tut. Gute Live-Ticker sind heute angereichert mit Videos und interaktiven Diskussionsforen.

20 Minuten online, der Marktführer, generiert auf seinem Live-Ticker derzeit 100 000 Views pro Fussballspiel. Viele nutzen ihn als *second screen*. Sie schauen den Match live zu Hause oder in einer Bar, auf dem Handy oder Tablet verfolgen sie parallel den Ticker und beteiligen sich an der Diskussion, ob es nun Penalty war oder nicht.

Seine Geburtsstätte im Stadion und vor dem TV-Gerät hat der Live-Ticker inzwischen längst verlassen. Live-Events wie Open Airs, Pressekonferenzen und Schauprozesse werden genauso getickert. Ein Mobiltelefon genügt dem Journalisten vor Ort zur Übermittlung von Text und Bild.

Der *Blick* berichtet denn via Live-Ticker von Ermittlungen zu Mordfällen, die *NZZ* ist bei den Bundesratswahlen dabei, die *Bilanz* bei



Live-Tickern bei 20 Minuten.

der Generalversammlung von Novartis, die *Berner Zeitung* tickert vom Schwingfest und die *Basler Zeitung* vom Fasnachtsumzug.

Antwort auf Social Media

Der Live-Ticker hat die Atemlosigkeit und Aufgeregtheit des Online-Journalismus weiter angeheizt. Es ist der Journalismus der Hyperventilation. Andauernd ist etwas los auf dieser Welt, es hagelt permanente und unerhörte Grossereignisse, denen nur mit der Hektik des Minutentakts beizukommen ist. Es gibt kein Verweilen im Augenblick mehr, der Nutzer wird von Moment zu Moment gejagt.

Der Live-Ticker ist die Antwort der alten Medien auf die neuen Social Media. Twitter und Facebook haben die sogenannte Timeline zum Mass des Medienkonsums gemacht, den dauernd sprudelnden Strom von privater wie allgemeiner Information und Interaktion. Wehe, du schaust auf dein Smartphone, und seit einer Minute hat niemand dich auf deiner Timeline kontaktiert. Dann weisst du, was Einsamkeit ist.

228' Zimmermann starrt wieder an die Decke. Er sucht eine Schlusspointe.

230' Er bohrt in der Nase.

231' Er findet keine Schlusspointe. Er zieht nach links zum Kühlschrank.

232' Er kehrt nicht mehr zurück.

Selbstjustiz

Von Beatrice Schlag — Zwei Tote, zwei Prozesse.

Im Mai 1980

wurde die siebenjährige Anna Bachmeier in Lübeck entführt. Der wegen Sexualdelikten vorbestrafte Klaus Grabowski vergewaltigte das Mädchen in seiner Wohnung und erwürgte es mit einer Strumpfhose. Am nächsten Morgen verscharfte er die Leiche am Stadtrand. Am gleichen Abend wurde er verhaftet. Neun Monate später, am dritten Tag des Mordprozesses, schmuggelte Annas Mutter Marianne Bachmeier eine Pistole in den Gerichtssaal und tötete den Angeklagten mit sechs Schüssen in den Rücken. Ihre Tat löste ein ungeheures Medienecho aus. Im Prozess gegen Bachmeier rückte das Gericht von der Mordanklage ab und verurteilte sie 1982 wegen Totschlags und unerlaubten Waffenbesitzes zu sechs Jahren Haft. Nach drei Jahren wurde sie wegen Suizidgefahr frühzeitig entlassen.



Im baden-württembergischen Neuenburg erstach am vergangenen 18. Juni entweder der 17-jährige Akram Y., sein Vater Mustafa oder ein Bekannter den 27-jährigen Patrick H., einen ehemaligen Mitschüler von Akrams Schwester. Die Schwester war laut ihrer Anzeige am 12. Juni von Patrick H., mit dem sie wenig Kontakt hatte, vergewaltigt worden. Die polizeiliche Fahndung nach Patrick H. blieb erfolglos, er hatte sich aus seinem Wohnort abgesetzt. Warum er sich auf dem Parkplatz in Neuenburg blicken liess, auf dem er später erstochen wurde, ist noch nicht geklärt. Offenbar wollte er sich bei dem Bekannten der Familie Y. Haschisch beschaffen, ohne zu wissen, dass dieser mit der Familie befreundet war. Tatsache ist, dass Patrick H. mit 23 Stichwunden im Körper starb. Spuren anderer Waffen wurden nicht gefunden. Der minderjährige Akram Y. hat inzwischen gestanden, die Tat allein begangen zu haben. «Es ist keine Seltenheit, dass insbesondere in organisierten Kreisen Jüngere als Täter vorgeschoben werden, um in den Genuss milderer Bestrafung zu kommen», sagt ein Anwalt zu dem Fall. «Einem Jugendlichen drohen für Mord höchstens zehn Jahre.» Die aus dem Libanon stammende Familie Y. ist laut Polizei nie straffällig geworden. Ob Patrick H. vorsätzlich ermordet wurde wie Klaus Grabowski, wird der Prozess zu klären versuchen. Frage: Wie gross ist Akram Y.s Chance, nur für Totschlag verurteilt und vorzeitig aus der Haft entlassen zu werden?

«Entweder handeln alle Schweizer Behörden künftig so, oder es kommt unweigerlich zu einem <Migrationschaos>.» Rudolf Metzler



«Die Politiker erkennen die Probleme meistens viel zu spät.»

Viel kostspieliger

Nr. 25 – «EU-Zuwanderung: So einfach ist Betrug»; Philipp Gut über die Migration

Der gutrecherchierte Beitrag zeigt eindrückliche Fakten auf. Dank dem klugen und effizienten Einsatz der von Alexander Ott geleiteten Berner Fremdenpolizei werden dort die Arbeitsverträge einzeln überprüft. So können in wenigen Minuten die fiktiven Arbeitgeber eruiert werden, was mit heutigen elektronischen Hilfsmitteln in den meisten Fällen sehr einfach ist. Entweder handeln alle Schweizer Behörden künftig so, wie Alexander Ott dies beispielhaft in Bern tut, oder es kommt unweigerlich zu einem «Migrationschaos». Vor diesem Hintergrund ist die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative nicht verwunderlich! Unsere Politiker sollten sich das endlich einmal hinter die Ohren schreiben! Und die missbräuchliche Auszahlung von Arbeitslosen- und Sozialhilfegeldern ist schlussendlich viel kostspieliger als die Anstellung des notwendigen Prüfungspersonals. *Rudolf Metzler, Villalbilla, Spanien*

Es ist ein Leichtes, als EU-Bürger fingiert in die Schweiz einzureisen und Arbeitslosengeld und Fürsorgeleistungen zu beziehen. Dabei wäre es ein einfacher Schritt, endlich die Datensperre zwischen den verschiedenen Ämtern aufzuheben, also zum Beispiel eine Kopie der Arbeitsbewilligung der AHV-Stelle zuzuleiten. Dadurch könnten die Firmen, welche «auf dem Papier» Personal einstellen, aber

keine Löhne auszahlen, bei der Revision aufgespürt werden. Auch Scheinselbständige und Arbeitnehmer unter dem Mindestlohn könnten gefunden und dann die Informationen den anderen Amtsstellen zur Verfügung gestellt werden; zu ihnen gehören auch Fremdenpolizei, Steueramt, Suva, FAR-Parifonds, Arbeitslosenkasse, IV und Sozialämter, die auf solche Infos gegenseitig angewiesen sind. Die Politiker erkennen die Probleme meistens viel zu spät! *Richard Sieber, Balgach*

Tür und Tor werden geöffnet

Nr. 25 – «Die Wahrheit über die Hirnklappen»; Christoph Landolt über Homosexuelle

Ich gebe unumwunden zu, dass ich Mühe habe, wenn ich händchenhaltenden oder gar sich küssenden Männern begegne. So war ich auch dagegen, dass gleichgeschlechtliche Paare vor dem Staat eine eingetragene Partnerschaft besiegeln können. Mit der nun auch in der Schweiz angekommenen Gender-Diskussion soll der Möglichkeit Tür und Tor geöffnet werden, dass bereits in den unteren Primar-klassen die Kinder sich mit allen möglichen Lebensformen auseinandersetzen sollen. Diese Frühsexualisierung halte ich für sehr gefährlich, denn wie und vor allem warum soll den Kindern so früh alles Mögliche über Sexualität, gleichgeschlechtliche Lebensformen und so weiter eingetrichtert werden? Interessant wäre es, einmal zu erforschen, wie die Protagonisten und Erfinder dieser Früh-

sexualisierung eigentlich veranlagt sind. *Guido Luternauer, Schenkon*

Wir können nur dankbar sein

Nr. 25 – «Ich bin einzigartig – und bescheiden»; Interview mit Regula Stämpfli

Ob des Lesens dieses Interviews ist mir genau das passiert, was Frau Stämpfli selber für unmöglich hält: Ich bekam eitriges Bibeli. Und ich bin gleichzeitig über mich selber erstaunt, dass ich mir dieses Interview tatsächlich angetan habe! Ich lese da Abstruses wie Enttäuschung darüber, dass in politischen Debatten Erotik keinen Platz habe, oder dass Stämpfli «unverkennbar einzigartig – und sehr bescheiden» sei und dass Stämpflis Schönheit nach dreissig Jahren und drei Kindern ausnehmend sei. Da können wir doch nur dankbar sein, dass die erwähnten, intellektuell besten und tollen Studienkollegen Gott sei Dank nicht von ihr ausgewählt werden konnten für einen Lehrstuhl an der Uni.

Hanna Willmann, Fürstentstein

Falschübersetzung

Nr. 24 – «Hässliches Frankreich»; Editorial von Roger Köppel

Sie schreiben, Jean-Marie Le Pen habe in einem Interview «einen jüdischen Kritiker verfeuern (<une fournée>)» wollen. Sie haben eine Lüge verbreitet. Das unangebrachte in Klammern gesetzte Wort «une fournée», das offenbar dazu dienen soll, die Falschübersetzung zu verteidigen, deutet darauf hin, dass Sie das mutwillig gemacht haben. Monsieur Le Pen ist immer noch ein aktiver Debattierer. Jede Woche äussert er seine Ansichten zu aktuellen Ereignissen, unter dem Titel «Le pauvre de la semaine» oder «Dummkopf der Woche» im Fernsehen. Es geht immer um eine bestimmte Figur.

In der aktuellen Sendung hat Le Pen Yannick Noah (früher Tennisspieler, heute Sänger) zum Dummkopf der Woche erklärt. Noah hatte vor der EU-Wahl angekündigt, er werde nie mehr in Frankreich singen, falls der Front national die Wahl gewinne. Der Interviewer sagte ihm dann, dass ein anderer Sänger (Patrick Bruel) die gleiche Dummheit gesagt habe wie Noah. Der Interviewer hatte vorher auch Madonna und Guy Bedos in die Diskussion einbezogen, also vier Sänger für einen Programmpunkt, der «Dummkopf der Woche» (in singularis) heisst. Le Pen gab zu allen Sängern den folgende Kommentar ab: «Ah, ça ne m'étonne pas! Écoutez, on fera une fournée la prochaine fois.» «Fournée» bedeutet hier Stapel. «La prochaine» bezieht sich natürlich auf die nächste Woche und nicht, wie Sie glauben, auf einen dritten Weltkrieg. *The Guardian* hat es korrekt übersetzt mit «next time we'll make a batch». Wollen Sie jetzt den *Guardian* angreifen, weil er den hässlichen Antisemitismus verharmlost? *Carl U. Lundström, Wetzikon*

Juncker ist der Falsche

Nr. 24 – «Keine Extra-Luxemburgerli»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Der Autor glaubt, dass die Wahl Jean-Claude Junckers zum Kommissionspräsidenten für die Schweiz ein Glücksfall wäre. Ich könnte dem nur zustimmen, wenn die Begründung wie folgt lauten würde: Wird Juncker gewählt, wird Grossbritannien aus der EU austreten. Dies würde – hoffentlich – zu einer Kettenreaktion führen! Das Unding EU verliert an Mitgliedsstaaten und somit an Macht. In jedem Fall bin ich aber der Meinung, dass Juncker garantiert der Falsche ist. Udemokratischer kann ein Politiker gar nicht sein, denn seine bekannteste und wohl verrückteste Aussage lautet: «Wir beschliessen etwas, stellen das dann in den Raum und warten einige Zeit ab, ob was passiert. Wenn es dann kein grosses Geschrei gibt und keine Aufstände, weil die meisten gar nicht begreifen, was da beschlossen wurde, dann machen wir weiter – Schritt für Schritt, bis es kein Zurück mehr gibt.» Ihm fehlt schlichtweg das Demokratieverständnis, weshalb er für die Schweiz nie und nimmer ein Glücksfall sein kann. *Nicola Stocker, Trimmis*

Für die Gesellschaft entscheidend

Nr. 24 – «Geldsegen für Neo-Funktionäre»; Christoph Landolt über Jungparlamentarier

Der Dachverband Schweizer Jugendparlamente (DSJ) war sich gar nicht bewusst, dass er Funktionäre beschäftigt – dank der *Weltwoche* wissen wir nun, dass wir eine Funktion haben. Unsere Stellungnahme zum sehr einseitigen Artikel über den DSJ lesen Sie auf www.dsj.ch. Weil die *Weltwoche* das Engagement vieler Jugendlicher für das direktdemokratische und milizbasierte politische System der Schweiz mit keinem Wort erwähnt, lassen wir diese nun selber zu Wort kommen:

«Jugendliches Engagement ist in unserer Gesellschaft entscheidend, weil wir die Erwachsenen von morgen sind.» – Emmanuel Felix (20), Co-Präsident DSJ

«Als Ehrenamtliche zu arbeiten, bedeutet mir wie vermutlich vielen andern Ehrenamtlichen ziemlich viel. Wenn ich nur eine einzelne Person mit meinem Einsatz überzeugen konnte, sich aktiv für die Politik in der Schweiz zu interessieren und auch abzustimmen, egal, ob diese mir zustimmt oder nicht, erachte ich meine Arbeit als sinnvoll und erfüllt.» – Jasmin Novak (21), ehrenamtliche Mitarbeiterin der Easyvote-Abstimmungshilfe

«Das Jugendparlament weckte bei mir das Interesse für die politischen Geschehnisse der Schweiz sowie für die Auseinandersetzung mit Jugendanliegen. Durch das Jugendparlament lernte ich Verantwortung zu tragen und in einer Gruppe Lösungen zu erarbeiten.» – Liridona Be-

risha (20), Präsidentin Jugendparlament Wauwil
Mario Stübi, Leitung Kommunikation, Dachverband Schweizer Jugendparlamente

Korrigenda

Im Artikel «Die Wahrheit über Hirnlappen» (Nr. 25/12) haben wir fälschlicherweise geschrieben, Dr. med. David Garcia leite die sexualwissenschaftliche Sprechstunde am Zürcher Uni-Spital. Das ist falsch. Es handelt sich um die Sprechstunde für Sexualmedizin. Wir bitten um Entschuldigung.

Zum Text über die Zürcher Gastronomie unter der Rubrik «Namen» (Nr. 25/14): Das «Old Fashion» in Zürich wird ab 1. Januar 2015 nicht – wie berichtet – von Frank Ebinger (Casa del Vino) übernommen, sondern von Bastian Grabaum und Hans Peter Buchschacher (Barbetriebe AG). Ebinger ist am «Indochine» beteiligt und mit Cédric Schweri am «Tinto». Ebinger: «Ich bin und bleibe Weinhändler.»

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man aus dem *Weltwoche*-Cover Filter für den Joint basteln? Die Umschlagseite hat eben die perfekte Dicke. *Simon Jacoby, Adliswil*

Natürlich, das ergibt ja auch Sinn. Ein ehemaliger DDR-Dissident, der in den siebziger Jahren von der damaligen BRD freigekauft worden war und seither in Westberlin lebt, hat mir seine Dünndruckausgabe von «Mein Kampf» in die Hand gedrückt mit dem Hinweis: «Musste lesen – gehört zur jeshichtlichen Allgemeinbildung.» Und dann kam der Nachtrag: «Ein paar Seiten fehlen. Wir hatten mal zu wenig Papier beim Kiffen.» *Andreas Thiel*

Ihr erstes
Stelleninserat
einen Monat
lang gratis!

www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Wenn Abgott irrt

Sklavisch akzeptieren Schweizer Gerichte und Politiker die Urteile der unantastbaren europäischen Menschenrechtsrichter. Nach den neusten hohen Sprüchen zweifeln auch Gläubige. Eine Chance, Souveränität zurückzugewinnen. *Von Urs Paul Engeler*

Für einmal beschert die Lektüre einer Abhandlung eines Staatsrechtlers pures Vergnügen – und überdies erstaunlich viel Erhellung. In der NZZ vom 15. Mai wehklagte der emeritierte Zürcher Professor Daniel Thürer, nicht nur als Präsident der Europäischen Kommission gegen Rassismus und Intoleranz, sondern auch als gefälliger EU-Gutachter des Bundesrates ein aktiver Internationalist, über ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR), der in Strassburg residiert. Wer eigentlich diese hohen Richter kontrolliere, beginnt, fast entnervt, Thürer zu sinnieren. Und er stellt dann gar die These in den öffentlichen Raum, ob dieser Gerichtshof «nicht auch schweigen könne und solle». Als Professor Ratlos lässt er seine zwei höchst interessanten Fragen allerdings offen. Dabei sind beide, wie zu zeigen ist, einfach zu beantworten – wenn auch nicht ganz im Sinne des gläubigen Völkerrechtlers.

Wie aber haben diese Strassburger Richter entschieden, dass der Anhänger des sogenannten Völkerrechts an der heiligsten aller heiligen supranationalen Institutionen zu (ver)zweifeln beginnt? Sie hat dem türkischen Politiker Dr. iur. Döğü Perinçek recht gegeben, der gegen die Schweiz geklagt hatte.

«Der Einfluss der Rechtsprechung des Gerichtshofs auf diejenige des Bundesgerichts ist bedeutend.»

Perinçek, Präsident der türkischen Arbeiterpartei, hatte im Juli 2005 an einer Kundgebung in Lausanne erklärt, der Genozid der Türken an den Armeniern sei eine internationale Lüge. Er wurde 2007 in erster Instanz zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er damit gegen das Antirassismogesetz (ARG) verstossen habe. Das Waadtländer Kantonsgericht wies einen Rekurs Perinçeks als «vollkommen unbegründet» ab. Kurz darauf bestätigte auch das Bundesgericht die Urteile der Vorinstanzen. Perinçek jedoch zog diesen Entscheid weiter an den EGMR, der ihm mit der Begründung recht gab, die Schweiz habe mit seiner Bestrafung das in Artikel 10 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) garantierte Recht auf freie Meinungsäusserung verletzt.

Die Schweiz, genauer das unter der Herrschaft von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) tätige Bundesamt für Justiz, ersuchte darauf Anfang Juni die Grosse Kammer des EGMR

um eine Neubeurteilung des Falles. Diese entschied vor einigen Tagen, dass sie den Fall nochmals behandeln werde.

Wie immer die Nachprüfung ausfallen wird: Die Konsternation der politisch dominierenden Gutmenschen, die Perinçeks Ansichten und Reden stets mit hoher Moral erbittert bekämpft haben, ist beträchtlich und verständlich. Sie sehen sich plötzlich ihrer wirksamsten Waffen beraubt. Das Strassburger Urteil hebt nämlich die Schweizer Rassismus-Strafnorm aus, diese zuverlässige Meinungs Guillotine, die der Polit-Polizei zur Durchsetzung einer helvetischen Einheitsideologie dient. Die Rechtsprechung, wie sie sich unter diesem Druck herausgebildet hat, muss geändert werden. Der Einzelfall bringt das System zum Wanken. Das sieht auch das Bundesamt für Justiz so, das vom grossen Gerichtshof nun «Klarheit» erhalten will, welchen Spielraum die Schweizer Gerichte bei der Anwendung dieses Gesetzes nach dem EGMR-Spruch noch haben werden.

«Für einmal richtig entschieden»

Dass das Perinçek-Urteil von rechts beklatscht wird und dass auch Christoph Blocher in einer ersten Reaktion sich öffentlich freute, «dass der Gerichtshof für einmal richtig entschieden hat», ist allerdings nicht klug, ja sogar sehr gefährlich. Denn das Problem der demokratischen Schweiz ist nicht, dass Strassburg Entscheide fällt, die mal gefallen oder meistens nicht; das wahre Problem ist, dass die EGMR-Juristen von weit oben irgendwelche Auffassungen absondern, welche die demokratische Schweiz binden und in undemokratischer Weise verändern.

Zwar spielen die Anbeter internationaler Gremien die Wirkung der Richtersprüche herunter. Die grün angehauchte Zürcher Professorin Helen Keller etwa, seit 2011 die Vertreterin der Schweiz beim EGMR, kommt in ihren Standardpredigten nach sehr ungenauen Berechnungen jeweils zum Schluss, dass nur in ein bis zwei Prozent aller angestregten Fälle eine Verurteilung der Schweiz resultiere. In absoluten Zahlen stellte der EGMR 2012 immerhin vier- und 2013 gar neunmal fest, die schweizerischen Gerichte hätten eines der vielen Menschenrechte verletzt. Das sind dreizehn Fälle von demokratisch nicht legitimierten Änderungen der eidgenössischen Rechtsordnung.

Auch der Freiburger Jurist Matthieu Canevascini, der als Generalsekretär der internatio-



Rechtsordnung und Gewaltenteilung werden



Konsternation: Bundesrätin Sommaruga.



erschüttert: Richter des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte.



«Wahres Erdbeben»: Professor Seiler.



Standardpredigten: Professorin Keller.

nalen Pressure-Group Plaidier les droits de l'homme den Gang nach Strassburg propagiert und unterstützt, spielt den Effekt der Urteile gezielt herunter, wenn er in Schweizer Medien flötet, der Einfluss des Gerichtshofs auf die Schweiz sei «moderat», der EGMR nehme «eher kleine Korrekturen vor». Ganz anders sieht es der Sprecher des Bundesgerichts in Lausanne, Peter Josi, der sich kürzlich im *Tages-Anzeiger* mit dem Fazit zitieren liess: «Der Einfluss der Rechtsprechung des Gerichtshofs auf diejenige des Bundesgerichts ist bedeutend.» Der Grund sei die «dynamische Rechtsprechung» des EGMR.

Aufenthaltsrecht verwirkt

Wie gravierend diese «dynamische» Interpretation der Menschenrechtskonvention durch die Strassburger Richter nicht nur das Schweizer Recht, sondern auch Rechtsverständnis insgesamt verändert, hat nun Professor Hansjörg Seiler nachgewiesen, der als Vertreter der SVP ins Bundesgericht gewählt worden war. In einer bemerkenswert detaillierten, akribischen und analytischen Studie in der *Zeitschrift des Berner Juristenvereins (ZBJV)*, der grössten juristischen Monatsschrift der Schweiz, belegt er den direkten und den schleichenden «Einfluss des europäischen Rechts und der europäischen Rechtsprechung auf die schweizerische Rechtspflege», so der Titel des Werks. Seiler schreibt gar von einem «wahren Erdbeben», das die gewachsene und legitimierte Rechtsordnung sowie die Gewaltenteilung erschüttert habe (die Richter schaffen ihr Recht, und nicht mehr die politisch legitimierte Instanzen Volk und Parlament).

Seiler argumentiert nicht mit den empörenden Fällen, die Schlagzeilen gemacht haben, etwa mit jenem des notorischen nigerianischen Drogenhändlers, der illegal eingereist war, anschliessend mit zwei Frauen drei Kinder zeugte und der nach dem EGMR-Urteil (an dem auch Helen Keller beteiligt war) nun nicht in seine Heimat abgeschoben werden kann, weil er diese fünf Personen ab und zu sehen möchte. Die (wieder mit Beteiligung Helen Kellers) vom EGMR erzwungene Wiedereinreise des nicht integrierten Bosniers, der nach Bezug von 330 000 Franken Sozialgeld in Bern und der Anhäufung von 220 000 Franken Schulden der Schweiz den Rücken gekehrt, in Bosnien ein Haus gebaut und das Aufenthaltsrecht verwirkt hatte und wieder zur verlassenen Familie zurückkehren wollte, spielt der Bundesrichter ebenfalls nicht hoch. Überhaupt verzichtet er auf jede Polemik.

Mit Dutzenden von konkreten Beispielen zeichnet er aber nach, wie schleichend und wie effektiv die EGMR-Urteile die Schweizer Gerichtspraxis umgestaltet haben. Bereits beziehen sich rund elf bis dreizehn Prozent der jährlichen Urteile des Bundesgerichts, also jeder achte höchstrichterliche Spruch, explizit auf

die Anweisungen aus Strassburg. «Die dynamische Rechtsübernahme» beschlägt mittlerweile fast alle Gebiete menschlicher Tätigkeiten: den Datenschutz, den Umweltschutz, häusliche Gewalt, Schutz vor Hunden, Abfallbeseitigung, Lärmschutz, die Medienpolitik, Gerichtsorganisation und Prozessregeln, Strafrecht, Sozialversicherungsrecht, Steuerrecht, Beihilfe zum Alterssuizid oder, vor allem, das Ausländerrecht. Bei der Wegweisung von Ausländern geht die EGMR-Praxis (und der sklavische Nachvollzug durch das Bundesgericht) noch wesentlich weiter als die strenge Flüchtlingskonvention. Gemäss Seilers Analyse haben diese Urteile «namentlich in Bezug auf den Familiennachzug und die ausländerrechtlichen Fernhalte-massnahmen praktisch zu einer Parallelrechtsordnung neben dem Gesetzesrecht geführt». Das Schweizer Recht gilt zwar, wird aber nicht mehr angewendet.

Jährlich 500 neue Beschwerden

Aus dem ursprünglichen Kerngedanken – Schutz des Individuums vor staatlicher Willkür – sind im Verlaufe der Jahre «obligations positives», das heisst Ansprüche auf Leistungen, geworden. Mittlerweile werden schon jährlich gegen 500 neue Beschwerden aus der Schweiz eingereicht. Über 1000 Fälle sind hängig. Der Lauf nach Strassburg ist zum helvetischen Massensport geworden, den seit kurzem auch Roger Schwabinski betreibt. Weil ihm erstens das Eidgenössische Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) zwei Radiokonzessionen in den Kantonen Aargau und Graubünden verweigert hat und weil zweitens das Bundesverwaltungsgericht als letzte Instanz seine Beschwerde gegen diese Entscheidung abgewiesen hat, klagt der rechthaberische Medienmann wie Hundertschaften von anderen Unzufriedenen beim EGMR gegen die schweizerische Eidgenossenschaft. Er sieht in den Berner Machenschaften einen Verstoss

gegen das Menschenrecht der freien Meinungsäusserung. Womöglich bekommt auch er recht – und auch die schweizerische Vergabepolitik von Rundfunkkonzessionen muss umgeschrieben werden.

Die schier unbegrenzte Ausweitung in die Fläche ist das eine Problem. Die nicht minder schlimme Folge ist die Wirkung in die Tiefe, auf die Prinzipien von Demokratie und Legalität.

Die europäischen Richter sind die Abgötter des Rechts; im Gegensatz zum Papst sprechen sie ex cathedra.

Seiler weist nach, dass aufgrund der EGMR-Urteile das beschlossene Gesetzesrecht nach und nach durch ein «Richterrecht» unterlaufen wird. Die ganz zentrale Frage ist der autoritäre Charakter dieser letztinstanzlichen, nicht mehr anfechtbaren, somit allein und ewig «richtigen» Richtersprüche.

Die EMRK ist keine Schöpfung Gottes wie die zehn Gebote, die Moses gemäss Bibel auf steinernen Tafeln am Berg Sinai von Jahwe erhalten haben soll, sondern ein unvollkommenes Menschwerk, das nach jahrelangem Gezerre und Gekeife zwischen europäischen Staaten 1950 als politischer Kompromiss verabschiedet wurde. Durch die nachträgliche Schaffung eines Gerichtshofs hat die Interpretation dieses Textes durch das Gremium eine absolute Verbindlichkeit erhalten. Der Entscheid dieser Weisen ist jeder politischen Diskussion entzogen. Die europäischen Richter sind die Götter oder Abgötter des Rechts; sie sprechen, im Gegensatz zum Papst, stets ex cathedra. Demokrat Seiler kritisiert dies als «Sakralisierung des Rechts».

Diese Entwicklung hatte man 1974 bewusst nicht erkennen wollen, als das euphorisierte Parlament nach oberflächlicher Debatte – im Schnellverfahren, um die Rechte des Volkes

auszuschalten», wie zwei kritische Nationalräte monierten – den Beitritt zur Menschenrechtskonvention beschloss. Die Behandlung des folgenreichen Geschäfts ist ein Musterbeispiel der Täuschung des Volks. Opposition leistete nur eine Handvoll von Einzelkämpfern wie James Schwarzenbach (Republikaner) und Otto Fischer (FDP, Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands). Selbst die SVP schloss sich damals brav der erdrückenden Mehrheit an. Obwohl Fischer und Schwarzenbach die unheilvolle Entwicklung voraussahen, dass eine Privatperson oder ein Verband via Strassburg künftig Schweizer Recht ändern kann, und die Folgen genau beschrieben, wurden sie mit Argumenten bekämpft, die sich heute als Lügen erweisen: Die EMRK habe ja gar «nichts mit supranationalem Recht zu tun», sie sei auch «nichts revolutionär Neues», die Entscheide der europäischen Behörden hätten zudem keine Wirkung, die Schweizer Gerichte hätten Beschwerden also nicht zu fürchten.

Handstreichartig Recht eingeführt

Selbst der Antrag, die neuen völkerrechtlichen Verpflichtungen zumindest dem Referendum zu unterstellen, wurde abgeschmettert. Elisabeth Blunschy (CVP, SZ) beruhigte mit dem Argument, das man sich gut merken sollte: «Die Menschenrechtskonvention ist spätestens nach fünf Jahren auf sechs Monate kündbar.» Und Kommissionssprecher Pier Felice Barchi (FDP, TI) log, der EMRK komme lediglich «Gesetzesrang» zu. Ein Jahr später, 1975, hielt das Bundesgericht in einem Leiturteil fest, die Bestimmungen der EMRK hätten «ihrer Natur nach einen verfassungsrechtlichen Inhalt». So wurde ohne Zustimmung von Volk und Ständen handstreichartig neuartiges Recht eingeführt, das weit über dem Schweizer Recht steht und das durch die regelmässige Erweiterung (Zusatzprotokoll folgt auf Zusatzprotokoll) und einschneidende Sprüche der Richter immer stärkere juristische und politische Wirkung entfaltet.

Also lassen sich die vom verdatterten Professor Thürer in der NZZ gestellten Fragen zum Mandat des Gerichtshofs klar beantworten. Wenn er ausruft: «Wer ist der Wächter des Wächters?», so ist ihm in bester demokratischer Tradition zu entgegnen: «Das Volk.» Es müsste entscheiden können, ob es sich den Ex-cathedra-Weisungen dieser Instanz, die es gar nie akzeptiert hat, auch beugen will.

Und wenn er den Vorschlag macht, «ob der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte nicht auch schweigen könne und solle», so lässt diese Idee sich für die Schweiz mit der Kündigung der Konvention, wie Elisabeth Blunschy dies angeregt hatte, rasch und gründlich umsetzen. Dann nämlich sagen die fremden Richter und Helen Keller gar nichts mehr zu Angelegenheiten, welche die Schweizer selber regeln können und müssen. ○



«Ich kann's kaum erwarten, zu sehen, welchen Übernahmen sie unserem neuen Gebäude geben.»

Ganges

Flusskreuzfahrt auf dem heiligen Fluss mit der luxuriösen RV Bengal Ganges****



Kalkutta-Varanasi-Delhi

16 Tage ab 5490.- p. P. (Oberdeck hinten, Rabatt von Fr. 500.- Saison 2014/2015 bereits abgezogen)

**Farbenfrohes, unberührtes Indien
sicher und komfortabel bereisen**

Über 900 begeisterte Kunden

**Bestmögliche Hotels – in Delhi
Luxushotel Taj Mahal**

Deutsch sprechende Reiseleitung

Schönes Schiff im Kolonialstil

Mächtiger Ganges, lieblicher Hooghly River

- 1 Zürich-Dubai Flug nach Kalkutta via Dubai.
- 2 Dubai-Kalkutta Ankunft am Morgen. Einschiffung. Stadtrundfahrt in Kalkutta.
- 3 Kalkutta-Kalna Fahrt auf dem Hooghly River.
- 4 Kalna-Matiari Besuch Rajbari Tempelkomplex.
- 5 Matiari-Murshidabad Schifffahrt vorbei an Plassey.
- 6 Murshidabad-Jangipur Besichtigung Hazarduari Palace.
- 7 Jangipur-Rajmahal Passage Schleuse Fakkara.
- 8 Rajmahal-Karagola Spaziergang, Schifffahrt
- 9 Karagola-Sultanganj Besuch Vikramshila Universität.
- 10 Sultanganj-Munger Schifffahrt vorbei an Granitfelsen.
- 11 Munger-Simaria Besuch Bihar Yogaschule.
- 12 Simaria-Bodhgaya Ausschiffung. Ruinenstadt Nalanda.
- 13 Bodhgaya-Varanasi Am Abend «Aarti-Zeremonie» von Booten aus. Hotelübernachtung.
- 14 Varanasi-Delhi Bootsfahrt (fak.). Ruinen und Museum Sarnath. Flug nach Delhi. Hotelübernachtung.
- 15 Delhi Stadtrundfahrt durch Indiens Hauptstadt.
- 16 Delhi-Dubai-Zürich Am Morgen Rückflug nach Zürich.
Programmänderungen vorbehalten.

Delhi-Varanasi-Kalkutta (downstream 15 Tage)

Leicht geändertes Programm in umgekehrter Reihenfolge.



RV Bengal Ganges****

Das 2004 im Kolonialstil gebaute, elegante Schiff bietet Platz für 56 Passagiere. Die grosszügigen Kabinen sind mit Klimaanlage, Safe, DU/ WC ausgestattet. Im eleganten Restaurant werden vorzügliche Mahlzeiten serviert. In der Lounge mit Bar finden Vorträge und Zusammenkünfte statt. Zur Bordausstattung gehören überdachtes Sonnendeck und komfortable Deckstühle vor den Kabinen auf der Veranda. Mit Hartholz ausgestattet, edlen Möbeln und landestypischen Bildern bestückt, erwartet Sie eine einzigartige Atmosphäre an Bord. Im Spa werden verschiedene Massagen angeboten. **Nichtraucherschiff** (im Aussenbereich darf geraucht werden).

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie mit Vollpension
- Flüge mit Emirates via Dubai in U-Klasse, inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Inlandflug inkl. Flughafentaxen
- Alle Transfers und Ausflüge
- 4 Hotelübernachtungen mit Vollpension
- lokale deutschsprechende Reiseleitung

Nicht inbegriffen: An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Trinkgelder, Getränke, Bootsausflug in Varanasi (US\$ 20), Visum Fr. 140.-, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Vor-/Nachprogramm Rajasthan, Taj Mahal auf Anfrage.
Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt.



Es het solangs het Rabatt **Rabatt 500.-**

Reisedaten 2014/2015

Kalkutta-Delhi (upstream 16 Tage)

21.10.14-05.11.14	06.01.15-21.01.15
15.11.14-30.11.14*	01.02.15-16.02.15*
11.12.14-26.12.14	27.02.15-14.03.15*

Delhi-Kalkutta (downstream 15 Tage)

30.10.14-13.11.14	15.01.15-29.01.15
24.11.14-08.12.14	10.02.15-24.02.15
20.12.14-03.01.15	08.03.15-22.03.15

Es het solangs het Rabatt **Rabatt 300.-**

Reisedaten 2015/2016

Kalkutta-Delhi (upstream 16 Tage)

18.10.15-02.11.15	24.01.16-08.02.16*
12.11.15-27.11.15*	18.02.16-04.03.16*
06.12.15-21.12.15	13.03.16-28.03.16*
31.12.15-15.01.16	

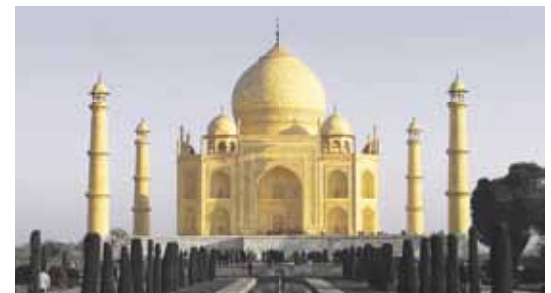
Delhi-Kalkutta (downstream 15 Tage)

24.10.15-07.11.15	30.01.16-13.02.16
18.11.15-02.12.15	24.02.16-09.03.16
12.12.15-26.12.15	19.03.16-02.04.16
06.01.16-20.01.16	

*** mit Thurgau Travel Reisebegleitung ab/bis Schweiz**
Alle anderen Daten mit lokaler deutschsprechender Reiseleitung Flughafen Kalkutta-Flughafen Delhi v.v.

Preise pro Person in Fr.

	vor Rabatt
2-Bettkabine Oberdeck hinten	5990.-
2-Bettkabine Hauptdeck	6390.-
2-Bettkabine Oberdeck Mitte	6790.-
2-Bettkabine Oberdeck vorn	7290.-
Alleinbenutzung OD Mitte/HD	1190.-



Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Sabrina Ricklin

Thurgau Travel



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



«Fragen Sie nur die Engländer»: Blocher im Wägital.

Laboratorium der Zukunft

Christoph Blocher zieht noch einmal in den Kampf gegen den EU-Beitritt. Im Wägital im Kanton Schwyz feuerte er seine erste Salve ab. In einem Hexenkessel archaischer Bräuche und Emotionen skizzierte der Redner seine Ideen für eine erfolgreiche Schweiz. *Eine Reportage von Edwin W. Grobety*

Das Ende eines Feldzugs hängt häufig von seinem Beginn ab, und ein guter Feldherr wird sich wie ein Schachspieler genau die ersten Züge überlegen: Soll er seine Truppen gleich am Anfang in die vordersten Stellungen verlegen, Auge in Auge mit dem Gegner? Oder soll er sie hinter der Front zusammenziehen, an einem geschützten, verborgenen Ort, und sie dort einschwören auf den Kampf, bevor er sie in einem Überraschungsangriff ausbrechen lässt?

Für seinen Kampf gegen den «schleichenden EU-Beitritt» des Landes hat sich Christoph Blocher eindeutig für die zweite Variante entschieden. Denn über das Wägital im Kanton Schwyz lässt sich zwar manches sagen, aber gewiss nicht, dass es an der Frontlinie des Konfliktes zwischen Europafeinden und Europafreunden liegen würde. Das Tal liegt an gar keiner Schnittstelle, sondern so abseits, dass man bewusst von der Hauptstrasse abzweigen und hineinfahren muss, wenn man es

besuchen will. Sehr viele Menschen sind da nicht. Die meisten wollen eher fort von hier. Vor allem die Jungen zieht es zur Arbeit hinunter in den Grossraum Zürich.

Schweizer Eigensinn

Doch für die erste Salve im Kampf um Schweizer Unabhängigkeit und Selbstbestimmung war der Ort gut gewählt. Blocher selbst spannte den Bogen vom kleinen Wägital zur ganzen Schweiz. So wie man in Bern das angeblich hinterwäldlerische Bergtal gern belächle, so mokierten sich die Europäer über die vermeintlich ach so rückständige Schweiz. Doch diese Sicht ist in beiden Fällen falsch. Denn Orte wie das Wägital stehen stellvertretend für Schweizer Werte, für Schweizer Eigenständigkeit und Schweizer Eigensinn, für alles mithin, was Blocher verteidigen will.

So wie in der Schweiz ist auch hier im Wägital nichts angeberisch oder spektakulär. Alles

kommt eher massvoll und bescheiden daher. Sogar der Hausberg, der Grosse Aubrig, stürmt nicht schwindelerregend gen Himmel, sondern hat sich eher wie ein gemütlicher, dicker Kumpel neben der Gemeinde niedergelassen. Nicht einmal die Veranstaltung mit Blocher wurde an die grosse Glocke gehängt. Wer das verblasste Plakat mit einem Bild des SVP-Strategen übersah, fuhr leicht an dem Festzelt auf der grünen Wiese vorbei.

Über den Eingang hatte jemand ein rotes Herz gemalt und daneben geschrieben: «Willkommen, Christoph Blocher, im Wägital». Das Banner über dem Rednerpult drinnen liess auf den ersten Blick den Verdacht aufkeimen, dass da jemand einen Bezug zwischen dem Redner und den Vereinigten Staaten hergestellt und diesen mit ein paar grafischen Punkten dekoriert hatte. Es hiess dann aber doch nicht «USA», sondern «Üsä Blocher – einer für alle, alle für einen».

Das war das Motto der Musketiere, was recht schön den Bezug herstellte zum anderen Grossereignis dieses Abends, dem Weltmeisterschaftsspiel der Nati gegen Frankreich. Wie hatten manche Medien doch in den Tagen zuvor über die vermeintliche Dummheit der Veranstalter gelästert, gerade diesen Termin gewählt zu haben! Genüsslich war kolportiert worden, welche SVP-Granden alles nicht kommen würden – teils mit fadenscheinigen Vorwänden, teils ehrlich wie SVP-Chef Toni Brunner, der dem Fussball den Vorzug gab. Nur ein paar Nationalräte der SVP hatten sich auf den Weg nach Vorderthal gemacht, darunter prominent Christoph Mörgeli, der wie die Schweizer Version eines amerikanischen Kongressabgeordneten die Bierbänke abschritt und jede Hand drückte, die sich ihm entgegenstreckte.

«Patrioten im Gewissenskonflikt»

«Blocher rettet die Schweiz, und das Land schaut Fussball», hatte der *Blick* gehöhnt. Der SVP-Patriarch, so das Blatt in gespielter Sorge, stürze mit der Terminkollision «alle Patrioten in einen Gewissenskonflikt». Der *Tages-Anzeiger*, der Häme gleich erkennt, wenn er sie sieht, sekundierte eifrig: «Christoph Blocher hat kein Herz für Fussballfreunde.» Doch als der Abend zu Ende war, dürfte sich mancher, der die Blamage von Salvador am Fernsehen miterlebt hatte, gefragt haben, ob er nicht wohl auch besser zum Blocher gegangen wäre.

Allerdings schien es anfangs in der Tat reichlich vermessen von den Organisatoren, der Jungen SVP in Vorderthal, das Tausend-Mann-Zelt füllen zu wollen. So zugkräftig sind weder *Ghackets mit Hörnli* noch der eigens für den Anlass kreierte «EU-NO!-Kaffii» – eine Hausmischung mit Sahnehäubchen. Aber dann waren es nicht die gastronomischen Highlights, welche die Leute anzogen, sondern Christoph Blocher. «Ich teile seine Ansichten, und ich wollte ihn schon immer mal live erleben», meinte ein blonder Schnauzbart aus St. Gallen und sprach damit aus, was viele dachten.

Tatsächlich füllte Blocher trotz Fussball das Zelt zu mehr als zwei Dritteln, wobei die Leute nicht nur aus der unmittelbaren Umgebung kamen, sondern aus Zürich, Biel oder Solothurn angereist waren. Und das Publikum bestand auch nicht ausschliesslich aus erklärten Fussballfeinden wie dem Leiter des Fähnleins der Verkehrskadetten, der ungeschminkt preisgab, für ihn sei es sowieso «ein Seich, einem Ball hinterherzurennen». «Ich gang lieber go schaffe.»

Aber in erster Linie ist es das Thema des Abends, das die Leute interessiert und bewegt – im Wägital ebenso wie in allen anderen Teilen des Landes. Es lässt ja wirklich niemanden gleichgültig, auf welcher Basis die Schweiz künftig ihr Verhältnis zur Europäischen Union gestalten soll. Denn dass es ein solches Verhältnis gibt, das bestreitet kaum jemand und auch nicht, dass es irgendwie geregelt werden muss.

Die Frage ist nur, wie schweizerisch die Schweiz am Ende dieses Prozesses bleiben kann. Was muss sie, was kann sie, was darf sie preisgeben und was nicht? Wie viel wird sie behalten von ihrer Eigenständigkeit, ihren Eigenarten und, ja, auch dies, von ihrem Eigensinn? Oder wird sie eingeschmolzen, neu gegossen und recycelt als eine Art politischer Tupperware-Dose – geruchsneutral, gewöhnlich, glatt? Der Sonderfall würde zur banalen Normalität.

Natürlich gäbe es eine Alternative, für die sich gerade die Bürger in den Mitgliedstaaten der EU neuerdings immer mehr erwärmen: mehr Föderalismus, mehr Mitsprache, mehr direkte Demokratie – kurz: mehr Schweiz in der Europäischen Union. Sicher wäre es ein Gewinn für alle Beteiligten – ausgenommen die politische Klasse –, wenn die EU schweizerischer würde. Doch es ist verwegen, darauf zu hoffen. Da gewinnt eher die Wägitaler Ländlerkapelle «Echo vom Aubrig» den Eurovision Song Contest.

Im Festzelt haben deren Musiker inzwischen tüchtig die Stimmung angeheizt, und das Bild, das sich nun bietet, dürfte jener

Die Frage ist nur, wie schweizerisch die Schweiz am Ende bleiben kann.

Albtraumvision der Schweiz recht nahe kommen, wie man sie in Brüssel und in anderen europäischen Hauptstädten häufig gerne zeichnet: ein Volk von Berglern, rückständig, ja beschränkt, bierdimpelig und bierbäuchig, reaktionär und latent rassistisch. Der Einzug Blochers scheint dann auch noch die letzten Vorurteile zu bestätigen: Peitschengeknall und schrille Juchzer, rhythmisches Klatschen und vor allem das dumpfe Dröhnen von Dutzensenden Treicheln verwandeln den Raum in einen Hexenkessel archaisch anmutender Bräuche und Emotionen.

Mit dieser Schweiz hat freilich nicht nur Europa seine liebe Not, sondern auch die linke Intelligenzija in Zürich, Basel oder Genf. Es ist nicht allein das Unverständnis und die Unfähigkeit, mit diesen Mitbürgern zu reden. Man schämt sich für diese Landsleute, so wie sich der Teenager seiner peinlichen Eltern schämt. Schlimmer noch: Man wird für deren Entscheidungen haftbar gemacht und in die Pflicht genommen. Wie steht man dann vor seinen Freunden, vor dem kritischen Blick des Auslands da? Blocher kennt die Reaktion: «Statt dem Ausland die Schweiz zu erklären und statt die Schweiz zu verteidigen, entschuldigt man sich für die Volksentscheide.»

Da ist es denn auch kein Wunder, wenn sich beim einen oder anderen eidgenössischen Fremdschämer ein frevelhafter Gedanke einschleicht: Warum nur dürfen solche ungebildeten Leute wählen gehen? Nicht, dass man ihnen das Wahlrecht entziehen wollte. Aber einen

Puffer, einen Filter, ein Korrektiv für allzu viel Volkswillen hätte man wohl schon ganz gerne in das System eingebaut. Denn das ist ja das Besondere, Aufregende, aber eben auch Unberechenbare an der direkten Demokratie: die ziemlich schrankenlose Freiheit des Souveräns. In der repräsentativen Demokratie hingegen spielen sich Parteien und Parlamentarier als Vormünder des Bürgers auf – nur zu seinem Besten, versteht sich. Denn der Arme ist ja doch häufig überfordert, wenn er über komplexe Themen entscheiden muss.

Volksabstimmung verhindern

Politik und Medien ausserhalb der Schweiz verkünden diese herablassende Sicht des Wählerwillens mit einer erstaunlich unverblühten Unbekümmertheit. Doch auch in der Schweiz ist diese Ansicht weit verbreitet, nur dass sie sich hinter Lippenbekenntnissen zu Referendum und Initiative versteckt. Ingeheim aber möchte man die Volksrechte schon beschneiden, und nirgends liesse sich das besser bewerkstelligen als innerhalb der EU. Denn einen Beitritt zur Union würde das Schweizer System der direkten Demokratie nicht überleben. Schon jetzt sucht Brüssel krampfhaft jede Volksabstimmung in einem Mitgliedstaat zu verhindern. Die Schweiz aber würde die Bürger zwischen Portugal und Finnland permanent daran erinnern, dass Demokratie am besten funktioniert, wenn man sie dem Volk überlässt.

Darum nimmt Blocher trotz seines Alters noch einmal diesen Kampf auf. Er weiss, dass die Schweiz keine zweite Chance erhalten wird, falls sie «auf Samtpfötchen» in die EU stolpern sollte. Mit einem breiten Grinsen zieht er einen Vergleich. Aus dem Wägital, so abgelegt es auch sei, finde man immer wieder hinaus, sagt er. «Aber aus Brüssel nicht. Fragen Sie nur die Engländer.» ○

Demokrat LÄPPLI 

Schweizer Spielfilm 1961
Mit Alfred Rasser

Film- und Vortragsabend

Demokratie in der Schweiz.

Apéro und Abendessen inklusive!

Lustiger Abend über ZEIT, GELD, DEMOKRATIE.

Montag, 14. Juli 2014, Nottwil
Seminarhotel Sempachersee

Zeit	17:45 Uhr	Apéro und Abendessen mit Kurzreferaten und Dialogen, z.B. zur Vollgeld-Initiative.
	21:00 Uhr	Vortrag
	21:30 Uhr	Filmvorführung
Kosten	CHF 140.–	Apéro, Essen, Vortrag und Film
	CHF 15.–	nur Vortrag/Film
Anmeldung	www.zeitag.ch	

ZEIT ZEICHEN CINEMA 

Bier, Ecopop, Sommaruga

Wenn die eidgenössischen Räte in Bern tagen, wird es teuer für den Steuerzahler. Die wichtigsten Geschäfte, Ausflüge und Diskussionen im grossen Sessions-Check. *Von Christian Mundt*



«Historische Formation»: SVP-Bundesrat Maurer marschierte von Sattel nach Morgarten.

Die Terrasse vor der Wandelhalle füllt sich. Zigaretten werden angesteckt, freundschaftliche Gespräche beginnen. Während die Blicke vom herrlichen Panorama der Berner Alpen im Hintergrund sehnsüchtig nach unten in Richtung Marzilibad und kühler Aare wandern, schellen im Innern des Gebäudes die Glocken: «Abstimmen, abstimmen!» – und der Sprint von der Terrasse in den Ratssaal beginnt. Abstimmen und Legiferieren sind aber auch in der Sommersession nicht die einzigen Programmpunkte im Leben der Parlamentarier. Ein wichtiger Anlass ist der Fraktionsausflug: Die SVP reiste in die Urschweiz. Von Sattel aus marschierte man zu Fuss und «in historischer Formation», wie es in der Einladung heisst, nach Morgarten. Nach einer historischen Würdigung durch Nationalrat und *Weltwoche*-Autor Peter Keller und einer Ansprache von Bundesrat Ueli Maurer stand die Betriebsbesichtigung von V-Zug auf dem Plan, wo auch zu Abend gegessen wurde.

Vielfältiger das Programm der Sozialdemokraten: Mit dem Zug reisten die Genossen in den Aargau, wo sie entweder die Brauerei Müller in

Baden oder die Umweltarena in Spreitenbach besichtigen oder auf dem Industriekulturpfad wandern konnten, bevor es zum Nachtessen in die Mensa der Kantonsschule ging. Nicht weit von der SP entfernt liegt das Ziel der BDP: Die kleinste Bundesratspartei liess sich das Zwischenlager für radioaktive Abfälle in Würenlingen zeigen und degustierte beim Abendessen die Produkte des Weinguts, das sie besuchte. Am weitesten reisten die Freisinnigen: Im Zürcher Oberland trat Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann im Schutzanzug zum Stahlgiesen an. Danach zeigte Nationalrat Ruedi Noser seinen Parteikollegen, wie man auch ohne Subventionen Käse verkaufen kann.

Andere Regeln für Parlamentarier

Mit Sicherheit zu den unübersichtlichsten Geschäften im Nationalrat gehörte die Umsetzung der Gafi-Empfehlungen. «Gafi» steht für *Groupe d'action financière* und ist ein internationales Gremium zur Bekämpfung der Geldwäscherei. In die Schlagzeilen schaffte es primär der Entscheid des Nationalrats, Bargeldzahlun-

gen nicht auf 100 000 Franken zu limitieren, wie dies Bundesrat und Ständerat möchten. Die Vorlage, die in der Herbstsession nochmals in der Kleinen Kammer behandelt wird, zieht Änderungen in acht anderen Gesetzen nach sich, wobei einige durchaus bemerkenswert sind.

Beispielsweise wenn es um die sogenannt politisch exponierten Personen, kurz PEP, geht. Für Banken gelten erhöhte Sorgfaltspflichten im Umgang mit PEP. Die ursprüngliche Idee war, Korruptions- und Schmiergeldzahlungen von oder an Diktatoren und zwielichtige Regierungsmitglieder in anderen Ländern zu unterbinden. Geht es nach dem Nationalrat, gelten künftig aber auch Vorstandsmitglieder von internationalen Sportverbänden als PEP.

Dies mag – je nach Standpunkt – bei Vereinen wie der Fifa oder dem Internationalen Olympischen Komitee (IOK) nachvollziehbar sein. Da sich die Regelung aber nicht auf diejenigen Vereine beschränkt, bei denen es dank TV- und Marketingrechten um Milliardenbeiträge (und entsprechend hohe Anreize zur Korruption) geht, sondern alle internationalen Sportverbände einschliesst, müssen Banken künftig erkennen, wenn beispielsweise der Präsident der internationalen Faustballvereinigung (derzeit ein Österreicher) ein Konto eröffnen will, oder abklären, ob die Geschäftsbeziehung zur Präsidentin der World Rock 'n' Roll Confederation ein erhöhtes Risiko darstellt.

So penibel der Nationalrat mit Sportfunktionären umgeht, so unkritisch ist er sich selbst gegenüber: Mitglieder der Bundesversammlung sind vom Gesetz ausgenommen. Die Abstimmungen zu den Gafi-Empfehlungen machten aber noch etwas anderes deutlich: Die FDP hat sich endgültig als Bankpartei verabschiedet und setzt sich nicht mehr für die Interessen der Banken und des Schweizer Finanzplatzes ein. So lehnte als einziger Freisinniger der Zürcher Nationalrat und Bankdirektor Hans-Peter Portmann, notabene auch der einzige Banker in der FDP-Fraktion, die Verschärfungen für den Finanzplatz ab – zusammen mit der geschlossenen SVP.

Abgelehnt und angenommen

+ Die teuersten Abstimmungen dieser Session waren die Freigabe zur Engpassbeseitigung im Autobahnnetz (1,035 Milliarden Franken) und diejenige für den Agglomerationsverkehr (1,681 Milliarden). Und die Abstimmungen verdeutlichten einmal mehr: Verkehrspolitik ist primär Regionalpolitik. Die Aufstockung des Kredits um zwei weitere Projekte und 20 Millionen wurde quer durch alle Fraktionen gutgeheissen oder abgelehnt – je nach Herkunftskanton der Parlamentarier.

– Die sogenannte Initiativflut machte sich in der Sommersession auch im Parlament bemerkbar: Gleich drei Volksinitiativen galt es zu behandeln. Doch weder die Abschaffung

der Pauschalsteuer noch die Goldinitiative fanden eine Mehrheit. Am deutlichsten verwarfen die Parlamentarier die Ecopop-Initiative: Im Nationalrat stimmten lediglich Yvette Estermann, Lukas Reimann und Pirmin Schwander (alle SVP) für das Volksbegehren, im Ständerat der parteilose Thomas Minder.

+ Nach dem Nationalrat stimmte nun auch eine Mehrheit des Ständerats einer weiteren Subventionserhöhung für den alpenquerenden Schienengüterverkehr zu – mit qualifiziertem Mehr, so dass die Ausgabenbremse überwunden werden konnte. Anstatt bis 2018 soll der Gütertransport per Eisenbahn durch die Alpen bis 2023 von Bundesbeiträgen profitieren. Den Steuerzahler kostet dies zusätzliche 350 Millionen Franken. Insgesamt wird der Schienengüterverkehr dann zwischen 2011 und 2023 mit 1,675 Milliarden Franken subventioniert worden sein.

+ Nach mehr als einem Jahr Beratung im Parlament einigten sich die Grosse und die Kleine Kammer in der Einigungskonferenz der beiden Räte doch noch in Bezug auf die Revision des Bürgerrechtsgesetzes. Das Tauziehen um die Revision verdeutlicht vor allem eines: Galt früher der Ständerat als «chambre de réflexion» als bürgerliches und eher konservatives Korrektiv gegen den von der Parteipolitik dominierten Nationalrat, wird diese Rolle immer öfter vertauscht. Der Ständerat wollte den Pass bereits nach acht Jahren Aufenthalt in der Schweiz verteilen (wie die Linke), der Nationalrat setzte sich aber mit zehn Jahren durch.

Ungewöhnlich laut wurde es im Nationalrat am letzten Sessionsabend: Auf dem Programm stand die Weiterentwicklung des Schengen/Dublin-Abkommens. Die zuständige Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) musste die Debatte verlassen, um rechtzeitig am Empfang für den kroatischen Staatspräsidenten teilnehmen zu können. Dies hatte sie vorgängig mit dem Ratspräsidenten abgesprochen. Nun ist es aber so, dass Bundesräte gemäss Reglement zur Anwesenheit während der gesamten Behandlung eines Geschäfts verpflichtet sind, auch wenn sie lediglich am Ende der Debatte jeweils kurz das Wort ergreifen dürfen. Entsprechend fragte Nationalratspräsident Ruedi Lustenberger (CVP) in die Runde, ob jemand etwas dagegen habe, das Geschäft auch ohne Bundesrätin abzuschliessen – oder ob man die Detailberatung in die Herbstsession verschieben müsse.

Sofort stürmte Christoph Mörgeli (SVP) ans Rednerpult und gab seiner Verwirrung Ausdruck. Dieser Abgang sei eigenartig: «So etwas nannte man früher Feigheit vor dem Feind!» Er gratulierte den Kroaten, «dass sie jetzt unsere Bundesrätin haben – wir haben sie leider verloren». Das Protokoll vermerkt Unruhe, Heiterkeit. Und das Geschäft wird erst im September zu Ende beraten werden. ○



«Bürgerliche Feministin»: Sektionschefin Perriard.

Achtung, Demokratie!

Eine geheime «Denkgruppe» der Bundeskanzlei um Sektionschefin Barbara Perriard beschäftigt sich mit Planspielen, wie die Volksrechte eingeschränkt werden könnten, obwohl ihr dafür Kompetenz wie Kompetenzen fehlen. Von Markus Schär

«Skandal!», schlug die *Sonntagszeitung* Alarm. «Eine geheime Denkgruppe aus dem Umfeld der Bundeskanzlei will das politische System ändern.» Tatsächlich stellte die vertrauliche Runde anstössige Forderungen: die Vorprüfung von Volksinitiativen festschreiben, die Gründe für die Ungültigkeit von Volksbegehren ausweiten, die Hürden für Initiative und Referendum erhöhen, das Stimmrecht für Ausländer einführen, um die Schweiz zur «avantgardistischen» Demokratie zu machen. Diese Forderungen hat die Politik durchwegs in jüngster Zeit aufgenommen – und verworfen, weil das Volk sie nie absegnet.

Ein Missverständnis, wiegelte die Bundeskanzlei ab: «Richtig ist, dass die Bundeskanzlei als Hüterin der Volksrechte eines ganz sicher nicht will: Volksrechte abbauen.» Sie sei aber «für die politischen Rechte zuständig» und habe deshalb die Aufgabe, «an die Zukunft zu denken». Bei der – bedeutungslosen – Teilrevision des Bundesgesetzes über die politischen Rechte im letzten Jahr zeigte sich so angeblich «ein Bedarf nach vertieften Überlegungen zu weiteren möglichen Reformschritten im Bereich der politischen Rechte».

An Vorschlägen zu solchen «Reformen» von Parteien, Lobbys, Think-Tanks und vor allem Politologen fehlt es beileibe nicht. Aber die

Bundeskanzlei – gemäss der Broschüre «Der Bund kurz erklärt» nur dafür zuständig, dass bei den Volksabstimmungen «alles reibungslos klappt» – setzte dafür eine Denkgruppe mit dreizehn Mitgliedern, allesamt aus der «wissenschaftlichen und politischen Intelligenzija» (*Sonntagszeitung*), ein. Am Montag machte sie die geheim gehaltenen Namen publik. Und sie sorgte damit erst recht für einen Skandal: Die Geheimgruppe ist keine ernste Gefahr, sondern eher ein schlechter Witz.

Gescheiterte Karrierepläne

Das fängt bei der Vorsitzenden an: Barbara Perriard, Chefin der Sektion Politische Rechte. Die 45-jährige Mutter von zwei schulpflichtigen Söhnen, die gemäss ihrer Facebook-Seite gerne die «Rock-Festival-Barbie» gibt, machte letztmals vor sieben Jahren Schlagzeilen. Nach dem Jusstudium als Adjunktin beim Bundesamt für Flüchtlinge und als Referentin im Verteidigungsdepartement von Bundesrat Samuel Schmid eingestiegen, wechselte die «bürgerliche Feministin» 2001 als Pressechefin zur FDP Schweiz. Sie weinte öffentlich, als das Parlament 2003 der FDP-Ständerätin Christine Beerli die Wahl in den Bundesrat verweigerte, weil sich ihre eigenen Karrierepläne zerschlugen. Und sie schwor

die FDP-Frauen als erste Generalsekretärin auf den Kampf um die Macht ein, mit dem «Sex and the City»-Approach, weshalb der gestylte Clip zu den Wahlen 2007 mit dem Motto «Schön selbstbewusst» warb.

Obwohl es an Selbstbewusstsein nicht mangelte, kam Barbara Perriard allerdings bei der Berner FDP nur auf den fünfzehnten Platz. Sie hüpfte deshalb 2008 in die Privatwirtschaft, zur Berner Agentur Hofer, deren Portfolio sie «in Richtung Mode und Lifestyle erweitern» sollte, und schon 2010 wieder zurück in die Verwaltung. Ihr Vorgänger als Chef der Sektion Politische Rechte, der renommierte Staatsrechtler Hans-Urs Wili, genoss einen Ruf als «wandelndes Lexikon». Über die Qualifikation von Barbara Perriard für den 220 000-Franken-Job gibt die Bundeskanzlei keine Auskunft. Es dürfte nicht geschadet haben, dass ihr Ehemann Laurent Perriard als Chef in der Konsularischen Direktion des Aussendepartements arbeitet, dass Mark Stucki (FDP), Informationschef der Parlamentsdienste, mit ihr im Könizer Parlament sass und dass sich die bewegliche Freisinnige immer gut mit Bundeskanzlerin Corina Casanova (CVP) verstand.

Zweite Garnitur

Von ähnlichem Kaliber sind die Leute, die Barbara Perriard in die Sektion und die «Denkgruppe» nachzog. Julien Fiechter, 35, ihr Stellvertreter, werkelte vor zwei Jahren noch für Smartvote, Nadim Chammas, 29, gründete 2003 als Maturand die Alternative Sozialistische Friedensbewegung. Die Kompetenz müssten die Externen einbringen, aber auch sie zählen – vom emeritierten Europa-Experten Dieter Freiburghaus abgesehen – höchstens zur zweiten Garnitur. Da finden sich Michel Besson, Direktionsadjunkt im Bundesamt für Justiz, der in seiner Dissertation «überzeugend für eine Pflicht der Behörden eintrat, aktiv an Entscheidungsprozessen teilzunehmen», oder Gerold Steinmann, pensionierter Bundesgerichtsschreiber, der sich stets für die präventive Rechtskontrolle des Bundesgerichtes einsetzte. Dass es gar nicht auf Fachkompetenz ankam, zeigen schliesslich die beiden Consultants: Der Betriebswirtschaftler Guido Schommer, der sich jetzt als Berater beim Staat andient, war der Chef von Barbara Perriard im FDP-Generalsekretariat, die deutsche Kommunikationswirtin Heike Schommer, die mit ihrer Zürcher Agentur Kampagnen berät, war Einflüstererin im FDP-Wahlkampf.

Ein Skandal? Ja, aber nicht im Sinn der *Sonntagszeitung*: Diese «Denkgruppe» ist nicht gefährlich, weil sie einen Geheimplan ausdachte, sondern lächerlich, weil sie für ihre Planspiele weder die Kompetenz noch die Kompetenzen mitbrachte. Wenn die Bundeskanzlei solche Beschäftigungsübungen veranstalten kann, gibt es nur eine Konsequenz: Stellen streichen! ○

US-Recht in der Schweiz

Brisante amerikanische Gerichtsakten belegen, wie der UBS-Banker Martin Liechti von den Amerikanern genötigt wurde, das Schweizer Bankgeheimnis zu verletzen. Seine Aussagen belasten heute andere Schweizer Banker. Von Christian Mundt

Er hatte die USA offiziell gar nicht betreten. Martin Liechti, Chef des UBS Private Banking für Amerika in Zürich, war auf dem Weg nach den Bahamas, als er am Flughafen in Miami von den amerikanischen Behörden verhaftet wurde. Das war im April 2008. Im August desselben Jahres war er zurück in Zürich. 2010 machte er sich selbständig. Obschon US-Gerichtsakten, die die *Weltwoche* analysiert hat, zweifelsfrei belegen, dass Liechti in den USA das Schweizer Bankgeheimnis verletzte, führt er ein unbehelligtes Leben. Die Schweizer Strafsjustiz bleibt untätig.

Liechti's Verhaftung sorgte seinerzeit für Schlagzeilen in der Schweiz. Er war einer der ersten Schweizer Vermögensverwalter, die in den USA festgenommen wurden. Als *material witness*, also als wesentlicher Zeuge, sollte er vor dem Untersuchungsausschuss des US-Senats gegen seinen damaligen Arbeitgeber, die UBS in Zürich, aussagen. Die Senatoren hofften sich Informationen darüber, wie die UBS amerikanischen Steuerpflichtigen half, ihre Steuern zu hinterziehen. Sie wollten Auskünfte über die geschätzten 19 000 nicht deklarierten Konten bei der UBS mit geschätzten achtzehn Milliarden Dollar Schwarzgeld von Amerikanern.

Straffreiheit dank Dokument 47-5

Am 17. Juli stand Martin Liechti in Washington vor dem Untersuchungsausschuss. Senator Carl Levin, Präsident des Untersuchungsausschusses, befragte den Zürcher Banker. Ob er in Geschäfte der UBS mit amerikanischen Kunden involviert sei? Ob er geschäftlich in die USA reiste? Liechti berief sich auf sein Aussageverweigerungsrecht. Er gab dem Senator keine Auskunft. Gleichentags, direkt nach Martin Liechti, trat Mark Branson, damaliger Finanzchef (CFO) der UBS-Vermögensverwaltung und heute Chef der schweizerischen Finanzmarktaufsicht (Finma), vor den Senatoren auf. Branson entschuldigte sich im Namen der UBS für das Fehlverhalten der Bank respektive ihrer Angestellten und sicherte volle Kooperation zu.

Das Bild mit Liechti, die rechte Hand zum Schwur nach oben haltend, ging um die Welt. Nicht bekannt wurde hingegen, was Liechti hinter den Kulissen den amerikanischen Behörden alles gesagt hat. Vor Monatsfrist wurde die Vereinbarung zwischen Liechti und dem US-Justizdepartement veröffentlicht. Das vier-

seitige Dokument, das von Kevin Downing, Anwalt des Justizdepartements, Liechti und seinem Anwalt unterschrieben wurde, datiert vom 2. Juli 2008. Die *Weltwoche* hat Dokument 47-5 im Fall 0:08-cr-60322-JIC gesichtet.

Das Justizdepartement garantiert darin Martin Liechti, dass er für jegliche Verbrechen («crimes»), die er in seiner Funktion als UBS-Manager betreffend Steuerbetrug begangen hat, nicht strafrechtlich verfolgt werden wird. Im Gegenzug willigte Liechti ein, alle gewünschten Informationen wahrheitsgetreu und vollständig («truthfully and completely») preiszugeben, welche die amerikanischen Behörden von ihm verlangen. Er erklärte sich einverstanden, vollständig mit der US-Regierung, dem IRS (Internal Revenue Service, die amerikanische Steuerbehörde) oder jeder anderen Behörde zusammenzuarbeiten («cooperate fully»).

Martin Liechti unterschrieb, dass er auf Anfrage jegliche Dokumente, Aufnahmen oder handfeste Beweise («any document, record, or other tangible evidence»), die er besitzt, kontrolliert oder die sich in seiner Obhut befinden («in his custody, possession or control»), den Behörden übergibt. Um sich selbst von der Strafverfolgung in den USA zu befreien, willigte Liechti ein, der US-Regierung alle Namen und Identifikationsinformationen der amerikanischen UBS-Kunden zu liefern, die Schwarzgeldkonten haben oder hatten. Liechti brach in den USA wissentlich das Bankkundengeheimnis, also Schweizer Recht, um Straffreiheit zu bekommen. Hätte er dies nicht getan, hätte er sich wohl einem langwierigen Prozess in den USA stellen müssen und wäre vermutlich – ähnlich wie Bradley Birkenfeld – ins Gefängnis gewandert.

Gemäss Paragraph 47 des Schweizer Bankengesetzes wird mit Freiheits- oder Geldstrafe bestraft, wer vorsätzlich ein Geheimnis offenbart, das ihm in seiner Eigenschaft als Angestellter einer Bank anvertraut worden ist. Paragraph 47 regelt Verstösse gegen das Bankgeheimnis – wobei es sich um ein Offizialdelikt handelt. Wer ein Geschäftsgeheimnis einer fremden amtlichen Stelle zugänglich macht, verstösst gegen Artikel 273 des Schweizer Strafgesetzbuches, welcher den wirtschaftlichen Nachrichtendienst regelt. Auch dies ein Offizialdelikt, dessen Zuwiderhandlung mit Freiheits- oder Geldstrafe bestraft wird. Liechti hat sich durch seinen Kuhhandel mit



Kuhhandel: UBS-Banker Liechti am 17. Juli 2008 in Washington.

den USA nach Schweizer Recht mutmasslich strafbar gemacht.

Interessanterweise aber haben die Schweizer Behörden bisher keinerlei Regung gezeigt, diesen offensichtlichen Rechtsbruch weiterzuverfolgen. Die Vehemenz, mit der die US-Justiz Steuerstraftaten von US-Bürgern im Ausland mitleidlos verfolgt, steht in auffälligem Gegensatz zur provozierenden Untätigkeit der Schweizer Justiz, wenn es um Straftaten von Schweizern im Ausland geht. Der Fall Liechti zeigt, dass die Schweiz den Bruch des damals noch vollumfänglich gültigen Bankkundengeheimnisses nicht, ja noch nicht

In anderen Fällen wird das ganze diplomatische Korps in Bewegung gesetzt.

einmal halbherzig verfolgte. Andersherum: Wären die Schweizer Behörden nicht verpflichtet gewesen und wären heute noch dazu verpflichtet, gegen Liechti ein Verfahren einzuleiten?

Nachforschungen der *Weltwoche* ergeben ein betrübliches Bild: Offensichtlich werden die Verstösse gegen das Bankgeheimnis respektive der wirtschaftliche Nachrichtendienst in der Schweiz nicht verfolgt, wenn der Verstoss in Amerika passiert. Bis dato wurde kein Fall bekannt, in dem ein Verfahren gegen Banker,

die in den USA gegen die Schweizer Gesetze verstossen haben, eröffnet wurde. Die kantonalen Staatsanwaltschaften verweisen an die Bundesanwaltschaft, die bei internationalen Fällen zuständig ist. Und die Bundesanwaltschaft will sich dazu nicht öffentlich äussern. Der Eindruck allerdings verdichtet sich, dass die Schweiz amtlich dokumentierte Verletzungen des Bankkundengeheimnisses durch Schweizer in den USA nicht verfolgt. Die Schweiz setzt hier augenscheinlich ihre eigene Rechtsordnung nicht um.

Der Fall Liechti offenbart aber noch eine weitere, sehr brisante Dimension. Aufgrund seiner Aussagen, die mutmasslich Schweizer Recht brechen, sind andere Schweizer Bankiers belastet worden. Prominentestes Beispiel ist Raoul Weil, Liechti's ehemaliger Chef und ehemals CEO der UBS-Vermögensverwaltung. Weil wurde vergangenen Oktober auf einem Wochenendtrip nach Bologna von den italienischen Behörden verhaftet und später von dort an die USA ausgeliefert. In Florida soll Mitte Oktober der Prozess gegen ihn beginnen. Bis dahin ist er mit einer Fussfessel in einem Haus in New Jersey festgehalten. In Italien war er in einem Gefängnis mit Mördern und Schwerverbrechern inhaftiert gewesen.

Ein Schweizer wird in Italien verhaftet und in die USA ausgeliefert. Die Aussagen, die ihn belasten, sind von einem Dritten unter Bruch von Schweizer Recht durch amerikanische

Ermittler erwirkt worden. Zwischen Festnahme und Prozessbeginn verstreicht rund ein Jahr. Obschon die Unschuldsvermutung gilt, wird der Schweizer ein Jahr lang seiner Freiheit beraubt, ohne dass von ihm – etwa im Gegensatz zu einem Mörder – eine Gefahr für die Allgemeinheit ausgehen würde.

Beides scheint die offizielle Schweiz nicht zu interessieren. Setzte die Schweiz aber nicht ihr halbes diplomatisches Korps in Bewegung, um hinter den Kulissen auf die Freilassung des in Russland verhafteten Greenpeace-Aktivisten Marco Weber hinzuwirken? Für ehemalige Bankmitarbeiter gelten anscheinend andere Gesetze.

Fazit: Die Schweiz unternimmt nichts zum Schutz des Schweizers Raoul Weil, der hierzulande gegen kein Gesetz verstossen hat, aber in Amerika aufgrund von Kronzeugen angeklagt wird, die mit ihren Aussagen die Schweizer Gesetze gebrochen haben. Würde die Schweiz auch ausländische Rechtsverfahren gegen Schweizer einfach so achselzuckend hinnehmen, bei denen die Beweise unter Folter fabriziert worden wären? Nicht zum ersten Mal befällt einen der Eindruck, dass die Schweiz ihre eigene Rechtsordnung nicht ernst nimmt, sondern sich ausländischen (amerikanischen) Standards unterwirft. Sie unternimmt auch erschreckend wenig, wenn Schweizer Bankiers in den USA unter fragwürdigen, rechtsstaatlich grenzwertigen Umständen festgehalten werden. ○

Röthlisbergers Rache

Eine Freiwillige wies den Vorstand von Nez Rouge Schweiz vertraulich auf Ungereimtheiten bei Spendengeldern in der Sektion Aargau hin. Die Vorwürfe wurden nie abgeklärt. Stattdessen wurde die Überbringerin der schlechten Nachricht wegen übler Nachrede bestraft. *Von Alex Baur*



Falle für ehemalige HelferIn: Nez-Rouge-Initiator Röthlisberger.

Der Fall ist komplex, doch er lässt sich einfach auf den Punkt bringen: Keine Sektion von Nez Rouge generiert so viele Spenden wie jene des Kantons Aargau – doch keine leitet so wenige Spenden weiter wie jene im Aargau. Und: Anders als in anderen Kantonen ist Nez Rouge im Aargau kein Verein, sondern eine indirekt der Aarauer Stadtverwaltung angegliederte Institution, die seit Jahren unter der faktischen Herrschaft von Kurt Röthlisberger steht.

Röthlisberger ist eine schillernde Figur. International berühmt wurde er als Schiedsrichter mit Vorliebe für Bares – gemäss NZZ schleppte er auch mal einen Plastiksack voll Dollarnoten auf die Migros-Bank in Aarau –, der im Zuge einer Korruptionsaffäre vom europäischen Fussballverband Uefa lebenslänglich gesperrt wurde. Lokal kennt man Röthlisberger als gutvernetztes Ehrenmitglied (ebenfalls auf Lebzeiten) des FC Aarau und Hansdampf in allen Gassen, der mit allen Stadtgrössen per du zu sein scheint.

Nun betont Röthlisberger zwar immer wieder, das Sammeln von Spenden sei nicht der Zweck der Übung, sondern bloss eine Art Nebeneffekt. Im Namen der Organisation chauffieren Freiwillige über die Weihnachtszeit Fahruntfähige nach Hause. Damit die regulären Taxis nicht konkurrenziert werden, sind die Fahrgäste von Nez Rouge zu einer Spende für einen guten Zweck angehalten. In der Regel

geben sie zwischen 20 und 100 Franken. Ob es nun das Ziel ist oder nicht: Auf diese Weise kommen schnell einmal Zehntausende von Franken in bar zusammen, die naturgemäss schwer zu kontrollieren sind. Ein Höchstmass an Transparenz wäre also angezeigt.

Wie die *Weltwoche* in der Ausgabe vom 2. Mai 2013 («Alles für den guten Zweck») berichtete, ist der wenig transparente Umgang mit Spenden und die selbstherrliche Regentschaft von «König Kurt» Röthlisberger bei Nez Rouge Aargau seit längerer Zeit ein Thema. 2008 wurde ein Vorstandsmitglied, das fehlende Disziplin bei den Finanzen bemängelte und eine Offenlegung der Buchhaltung verlangte, kurzerhand ausgeschlossen. Weder Röthlisberger noch sein damaliger politischer Vorgesetzter, Stadtrat Michael Ganz, wollten die Zahlen gegenüber der *Weltwoche* offenlegen.

Mangels konkreter Zahlen schätzte die *Weltwoche* aufgrund der Angaben freiwilliger Helfer das jährliche Spendenvolumen von Nez Rouge Aargau auf über 90 000 Franken. Präzis eruieren liessen sich dank eigener Recherchen die an gemeinnützige Institutionen weitergereichten Spenden: Für 2012 gingen 2250 Franken an das Schulheim Effingen, im Vorjahr 3000 Franken an ein Igelheim. Andere Sektionen, die viel weniger Spenden generieren als die Aargauer, leiteten ungleich höhere Beträge weiter: In Zürich

waren es 25 000 Franken (Vorjahr: 37 000 Franken), in Luzern 10 000 Franken, im kleinen Kanton Zug immerhin noch 8000 Franken.

Röthlisberger dementierte diese Recherchen gegenüber der *Weltwoche* nie. Stattdessen lancierte der auch mit der Lokalpresse bestens vernetzte Stadtkönig einen geharnischten Gegenartikel in der *Aargauer Zeitung*. Die Bezeichnung «Spenden» geisselte er dort als «schweren Begriffsbetrug». Für Röthlisberger sind das «Trinkgelder», über die genau Buch geführt werde. Im Übrigen seien die Zahlen öffentlich, die *Weltwoche*-Schätzung gehörte ins «Reich der Fabeln». 2012 habe man 57 000 Franken «Trinkgeld» und 21 000 Franken dank Sponsoring erwirtschaftet. Dem stünden Ausgaben für Werbung (Fr. 22 000.–), Verwaltung (Fr. 19 000.–), Benzin (Fr. 3700.–), OK-Entschädigungen (Fr. 6200.–) und Abgaben an Nez Rouge Schweiz (Fr. 8000.–) gegenüber.

Wer sich die Mühe nimmt, die offensichtlich gerundeten Beträge zu addieren, kommt auf Einnahmen von 78 000 Franken bei Ausgaben von 58 900 Franken. Wo die Differenz (19 100 Franken) landete, bleibt ein Geheimnis. Verschwiegen wird auch, welcher Betrag – so wie man es den Fahrgästen versprochen hatte – für den guten Zweck gespendet wurde. Transparenz wäre etwas anderes. Röthlisberger bestätigt mit seiner Gegenattacke vielmehr den saloppen Umgang mit Zahlen.

«Wer ohne Sünde ist...»

Am 8. Mai 2013, also zwei Tage nach Röthlisbergers Reinwaschung durch die Lokalpresse, schickte Erna Schnell (Name geändert) unter dem Vermerk «Vertraulich» ein E-Mail an zwei Vorstandsmitglieder von Nez Rouge Schweiz. Im Schreiben wiederholt Schnell die Kritik, welche die *Weltwoche* eine Woche zuvor publik gemacht hatte, und fordert eine Abklärung. Zusätzlich erwähnt sie ein gesponsertes Gasauto, das statt für Freiwilligeneinsätze von Röthlisberger selber genutzt werde.

Schnell weiss, wovon sie redet. Als ehemalige HelferIn von Nez Rouge Aargau ist die pensionierte Zahnärztin mit den Sitten und Bräuchen in Röthlisbergers Reich bestens vertraut. Weil sie Repressalien befürchtet, verschickt sie die Mails unter einem Pseudonym und unter einer Fantasieadresse. Was nun folgt, zeigt, wie berechtigt ihre Furcht war.

Adressat des vertraulichen Mails war der damalige Pressesprecher Ferdinand Ottiger, eine Kopie ging an Gallus Hengartner, Präsident von

Nez Rouge Schweiz. In einer freundlichen Antwort bedankt sich Ottiger umgehend «für Ihren ausführlichen Bericht». Mit Verweis auf den Artikel in der *Aargauer Zeitung*, welcher die Recherchen der *Weltwoche* widerlegen würde, gab Ottiger Entwarnung: «Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.» Bei den ordentlichen amtlichen Revisionen habe man im Aargau «keine Unstimmigkeiten» gefunden. Das Schreiben endet mit dem schönen Satz: «Ich hoffe, ich habe damit etwas Licht in die Dunkelheit gebracht.»

Erna Schnell ist nun erst recht empört und insistiert auf einer Durchleuchtung der Aargauer Sektion. Ottiger denkt nicht daran, er antwortet nicht einmal. Stattdessen leitet er ihre zwei E-Mails an Röthlisberger weiter. Und dieser wird nun auf seine Weise aktiv.

Am 10. Juni 2013 erteilt Röthlisberger einem Computerspezialisten den Auftrag, die anonyme Insiderin zu outen. Im Stil eines Agent provocateur schickt dieser ein Mail an die Fanta-seiadresse, in dem er brisante Unterlagen gegen Röthlisberger anbietet. Erna Schnell wittert die Falle und verweist den Mann an die *Weltwoche*. An eines hat sie nicht gedacht: Das Mail von Röthlisbergers Agent enthält ein File – einen Trojaner im Fachjargon –, das ihm die Adresse ihres Computers zurückmeldet. Und mit der Adresse ist auch Schnells Identität bald geklärt.

Am 12. Juni 2013 reicht Röthlisberger Strafanzeige wegen übler Nachrede bei der Staats-

anwaltschaft im Lenzburg ein. Urs Hoppler, der stellvertretende Leiter, übernimmt den Fall. Am 9. Juli wird Kurt Röthlisberger als «Opfer» polizeilich einvernommen. Gemäss den Untersuchungsakten, die der *Weltwoche* vollumfänglich vorliegen, lässt er kein gutes Haar an Schnell. Sie habe schon als Freiwillige «verschiedene Abläufe in der Sektion bemängelt» und sei 2012 neben zwei weiteren Personen ausgeschlossen worden. Was Schnell in den Mails behauptete, entspreche dem, was die *Weltwoche* geschrieben habe, und sei unwahr. Was konkret falsch sein soll, erklärt Röthlisberger indes nicht. Er wird auch nie danach gefragt. So wie ihn keiner fragt, warum er denn nie gegen die *Weltwoche* klagte.

Fr. 2922.20 für den guten Zweck

Die Rentnerin Erna Schnell, die sich bis Anfang 2014 im sonnigen Süden aufhält, wird nach ihrer Heimkehr am 10. April vor der Haustür verhaftet und zur Einvernahme auf den lokalen Polizeiposten gebracht. Röthlisberger wird telefonisch herbeigerufen und nimmt an ihrem Verhör teil, das sich indes als unergiebig erweist: Schnell bestätigt lediglich, Urheberin der beiden vertraulichen Mails an den Vorstand von Nez Rouge zu sein – was sie mitzuteilen hat, steht dort bereits drin.

Staatsanwalt Hoppler macht kurzen Prozess. Per Strafbefehl vom 3. Juni 2014 verdon-

ert er Erna Schnell wegen übler Nachrede zu einer bedingten Geldstrafe und einer Busse von 300 Franken. Was an den beiden vertraulichen Mails an den Vorstand ehrverletzend sein soll, geht aus dem Strafbefehl nicht hervor. Staatsanwalt Hoppler, der kein Jurist ist, hat auf jegliche Begründung verzichtet.

Warum hat Kurt Röthlisberger nicht die *Weltwoche* verklagt oder wenigstens eine Gegendarstellung verlangt, wo er sich doch zu Unrecht verunglimpft fühlt? Eine schriftliche Anfrage blieb unbeantwortet. Warum hat der Vorstand von Nez Rouge das vertrauliche Mail der Freiwilligen Schnell an Röthlisberger weitergeleitet, statt den Vorwürfen auf den Grund zu gehen? Die Fakten seien geklärt, der Fall sei für ihn «definitiv erledigt», schreibt Präsident Ottiger in einer knappen Antwort.

Und wie steht es um die Transparenz bei der Aarauer Stadtverwaltung? Sind die Zahlen nun für alle öffentlich oder lediglich für Hofberichter-statter? Die heute zuständige Stadträtin Angelica Cavegn war nach einigem Hin und Her bereit, vier Zahlen für das Jahr 2013 herauszurücken: Es wurden bei Nez Rouge Aargau Fr. 73 153.15 an Spenden (auch «Trinkgeld» genannt) und Fr. 23 449.50 an Sponsoring verbucht, bei Ausgaben von total Fr. 93 601.65. Es blieben somit noch Fr. 2922.20 für eine gemeinnützige Spende übrig, die auf 3000 Franken gerundet wurde. ○



Dank Direct Marketing mehr Bestellungen im E-Shop: Auch das ist die Post.

Die Post bietet Ihnen E-Commerce-Dienstleistungen entlang der gesamten Wertschöpfungskette an. Zum Beispiel mit unseren Direct-Marketing-Massnahmen, die gezielt das Kaufinteresse Ihrer Zielgruppe wecken und Ihnen messbare Erfolge garantieren. Für Ihren Onlineshop bedeutet das mehr Besucher, mehr Bestellungen und mehr Umsatz. Alle Infos unter post.ch/e-commerce.

DIE POST 
Gelb bewegt.

Der Teilzeitmann kommt

Mit missionarischem Eifer propagieren vom Bund unterstützte Organisationen die Teilzeitarbeit von Männern. Wer weniger arbeite, sei ein besserer Mensch, lautet die Botschaft. Kaum jemand vermag zu widersprechen. Doch Theorie und Praxis klaffen weit auseinander. *Von Rico Bandle*

Betont lässig steht Andy Keel vor dem Publikum im Zürcher Volkshaus. «Jeden Monat wollen wir 2000 Männer bekehren», sagt er ins Mikrofon. Der Teilzeitmann sei ein «Einbrecher in festgefahrene Strukturen», etwas Besonderes, ein Vorreiter. Teilzeit zu arbeiten, bringe für Männer und Unternehmer fast nur Vorteile, sagt er. Er referiert frei, ohne Manuskript, weiss die Zuhörer charmant auf seine Seite zu ziehen.

Es ist Freitagabend, Auftaktveranstaltung zur «Teilzeitmann Afterwork Swiss Tour». Erstaunlich viele Frauen sind im Publikum, Vollzeitmänner schauen wohl lieber Fussball. Ein junger Herr empfängt jeden Besucher per Handschlag; man duzt sich, wird animiert, auch mit anderen Gästen ins Gespräch zu kommen, ein Gemeinschaftsgefühl soll entstehen. «Ganze Männer machen Teilzeitkarriere», lautet das Motto – und den ganzen Abend wird einem immer wieder versichert, dass man auch mit reduziertem Arbeitspensum ein ganzer Mann bleibe.

Nach dem Einführungsreferat von Andy Keel, dem Gründer der Organisation «Teilzeitmann», erzählt ein Kleinunternehmer, dass es für ihn selbstverständlich sei, Teilzeitarbeit zu unterstützen. Dann der Höhepunkt der Veranstaltung: der Auftritt der sogenannten «Vorbildmänner». So wie in Freikirchen Gläubige erzählen, wie sie zu Jesus gefunden haben, schildern hier Männer, wie sie zu Teilzeitarbeitern geworden sind – und welches Glück sie seither erfahren. Allen Unentschlossenen empfehlen sie, den Schritt ebenfalls zu wagen.

Der Andrang an dem Abend ist eher bescheiden, aber zum Glück gibt es die Profis: Von den dreissig Anwesenden sind etwa die Hälfte Angehörige der «Teilzeitmann»-Organisation, Referenten oder Mitarbeiterinnen von Gleichstellungsbüros, welche die Bewegung unterstützen. Zu bekehrende Männer sind maximal zehn im Saal – 1990 weniger, als das ehrgeizige Monatsziel Keels es vorsieht.

Die «Teilzeitmann Afterwork Swiss Tour» ist nicht einfach eine kuriose Nischenerscheinung, sondern Teil einer mit öffentlichen Geldern geförderten Bewegung. Seit mehreren Jahren verkünden Gender-Professorinnen, Gleichstellungsbeauftragte und Politiker die Botschaft: Männer, die Teilzeit arbeiten, sind die besseren Menschen. Und Väter, die an ihrem vollen Arbeitspensum festhalten, vernachlässigen ihre Familie, hängen einem veralteten Weltbild nach. Unterstützung erhal-

ten sie von Teilzeit arbeitenden Journalisten, vor allem von der SRG, die alle paar Monate eine Gleichstellungsstudie zum Anlass nehmen, die Familie mit Teilzeit arbeitendem Mann in ihren Nachrichtensendungen als erstrebenswertes Ideal darzustellen.

Über eine halbe Million Franken hat der Bund in den letzten zwei Jahren in Keels «Teilzeitmann»-Projekt gesteckt, hinzu kommt die Unterstützung kantonaler und städtischer Gleichstellungsbüros. Der Staat fühlt sich verpflichtet, Paaren und Familien bei der Suche nach der für sie idealen Arbeitsteilung nachzuhelfen – und wertet gewisse Modelle als erstrebenswerter als andere. Dabei handelt es sich hier um ein Luxusproblem: Wer nicht über ein entsprechend hohes Einkommen verfügt, kommt gar nicht erst auf die Idee, dass jemand weniger arbeiten könnte.

Was sie wirklich wollen

Bei jeder Gelegenheit zitieren die «Teilzeitmann»-Aktivisten eine Umfrage, die besagt, dass neun von zehn Männern ihr Arbeitspensum reduzieren möchten. Sie sehen darin eine wichtige Legitimation für ihre Mission. Doch wie aus Umfragen zu Minarett oder Sex

Über eine halbe Million Franken hat der Bund in den letzten zwei Jahren ins Projekt gesteckt.

bekannt ist: Die Leute sagen weniger das, was sie wirklich denken, als das, was sie als gesellschaftlich akzeptiert erachten. Welcher Mann mag schon zugeben, dass er lieber ins Büro geht, als sich um die Kinder zu kümmern? Dass in der Schweiz heute nur 14 Prozent der Männer Teilzeit arbeiten, zeigt: Der Wille zu einer Arbeitsreduktion ist massiv kleiner, als in Umfragen bezeugt wird. Und er sinkt zusätzlich markant, sobald Kinder da sind: Bescheidene 8 Prozent der Väter kleiner Kinder haben ein reduziertes Arbeitspensum.

Wer, euphorisiert vom anstehenden Familienglück, trotzdem die Arbeit zugunsten der Familie reduziert, fühlt sich zwar anfangs tatsächlich als besserer Mensch, als Vorbildmann – bis er mit der Realität konfrontiert ist. Auch der Autor dieser Zeilen hat diese Erfahrung gemacht. Auf den Spielplätzen ist man umgeben von Frauen, die über nichts anderes reden als die Zusammensetzung des selbstgekochten Kinderbreis. Eine ruhige Minute gibt es kaum.

Was Aufmerksamkeit und Zuneigung betrifft, ist man mit den vifen Kleinen ständig überfordert, was den Intellekt angeht, gleichermaßen unterfordert – eine tödliche Kombination, die jedes Grossraumbüro wie eine Wellnessoase erscheinen lässt. In solchen Situationen fühlt man sich weder als Vorbild noch als Mann, sondern ist bei aller Liebe zu den Kindern froh, wenn die Frau abends endlich nach Hause kommt, selbst wenn sie einem zur Begrüssung erst einmal eine Standpauke über den Zustand des Haushalts hält. Plötzlich hat man Verständnis für all die Väter, die ab und an den Arbeitstag künstlich in die Länge ziehen, um erst dann nach Hause zu kommen, wenn die Kinder im Bett sind.

Das Vorbild scheitert am Herd

Selbst Andy Keel, der Vorreiter der «Teilzeitmann»-Bewegung, hat ernüchternde Erfahrungen als Hausmann hinter sich. Mit 26 Jahren hatte der Betriebsökonom bereits eine leitende Position bei der Credit Suisse inne, war als Head of Cost Controlling der jüngste Direktor der Grossbank – in einem Teilzeitpensum. 2009 tauschte er den lukrativen Bankjob vollständig gegen das Hausmann-dasein ein. Der vermeintliche Befreiungsschlag führte ins Desaster: Sein Selbstwertgefühl sackte trotz aller Glücksmomente mit den Kindern ab, weder er noch die Vollzeit arbeitende Frau kamen mit dem abrupten Rollenwechsel zurecht, die Ehe zerbrach. «Wenn man dauernd um ein Kleinkind herum ist, verliert man die Verbindung zum Alltag, lässt sich gehen», sagt er. Selbst würde er das zwar nie so sagen, doch er dürfte genau das erfahren haben, was die Autorin Esther Vilar im Klassiker «Der dressierte Mann» 1971 beschrieb: «Auserhalb seiner Funktion als Ernährer misst die Frau dem Mann keinen Wert zu.»

Anstatt die Übung abzubrechen und den Rollentausch als gescheitert abzuhaken, entwickelte sich Keel erst recht zum Missionar. Er trieb seine Internetplattform Teilzeitkarriere.ch voran, eine Jobbörse für Teilzeitstellen, daneben arbeitete er wieder auf Mandatsbasis TeilzeitbeiderBank.Gleichstellungsbüros und Journalisten stürzten sich auf den Mann, der sich so vorbildlich für Teilzeitjobs auch in Kaderstellen einsetzte. In Zeitungsartikeln wurde er wie ein Messias gefeiert, sein Teilzeitkarriere-Portal wuchs stetig. Keel nutzte den Schwung und rief das Projekt «Teilzeitmann» ins Leben, das die Teilzeitarbeit sowohl bei



«Jeden Monat 2000 Männer bekehren.»



«Fast nur Vorteile»: Internet-Auftritt.

Arbeitnehmern als auch bei Arbeitgebern aktiv propagiert und grösstenteils vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann finanziert wird. Das Engagement des Bundes ist auf zwei Jahre beschränkt, Ende Jahr läuft das Projekt aus. Doch Andy Keel hat bereits vorgesorgt: Er expandiert nach Deutschland und Österreich, ist drauf und dran, das «Teilzeitmann»-Projekt zum erfolgreichen Exportprodukt zu machen.

«Maurer wollen nicht Teilzeit arbeiten»

Keel ist ein gefragter Redner, ein moderner Pastor. Männer ermuntert er, sich mehr der Familie zu widmen, Frauen ermahnt er, von Macho-Männern die Hände zu lassen, wenn ihnen ihre Karriere wichtig ist. Zudem führt er ein Unternehmen, das Betonküchen und -badewannen herstellt. Neun Mitarbeiter beschäftigt er, «Vollzeitmänner», sagt er lachend, «die Maurer wollen nicht Teilzeit arbeiten.» Vielleicht ist er sogar froh darum. Aus Branchen wie der Bildung oder der Medizin, in denen das Teilzeitmodell überhandgenommen hat, hört man zunehmend Klagen: Von enormem Koordinationsaufwand, fehlender Kontinuität durch dauernde Wechsel und höheren Personalkosten ist die Rede.

Sich selbst sieht Keel als Beweis, dass man trotz Teilzeitarbeit beruflich erfolgreich sein kann. Gemäss Eigenbeschreibung auf seiner Homepage verfügt er tatsächlich über die Eigenschaften eines Supermanns. Er sei «beweglich, vertrauensvoll, erfahren, kreativ, international, analytisch, salonfähig, offensiv, leidenschaftlich, bereist, vernetzt, 35, intuitiv, unkonventionell, umsetzungsstark, single, bunt ...», heisst es da, als handle es sich um ein Partnersuche-Inserat. Noch immer ist der Freitag fix für seinen Sohn reserviert. An die «Teilzeitmann Afterwork»-Veranstaltung letzten Freitag

nahm er den Sohn mit, was er in seiner Rede auch betonte. Trotzdem, der «Teilzeitmann» ist für ihn zu einem Vollzeitjob geworden, zumindest was Aufmerksamkeit und Anerkennung betrifft, die er dadurch erfährt.

Keels Werdegang ist ironischerweise das beste Beispiel dafür, wie wichtig Männern der berufliche Status ist. Bei Frauen scheint dies nicht gleichermassen ausgeprägt zu sein. Zumindest in den ersten Jahren ist ihre Bindung zu den Kindern stärker als die der Männer, entsprechend häufiger haben arbeitende Mütter ein schlechtes Gewissen. In den Augen der Gender-Forscher ist dieser Unterschied zwischen den Geschlechtern bloss ein anerzogener. Andrea Maihofer, Professorin am Zentrum für Gender Studies an der Universität Basel, sagte kürzlich im *Migros-Magazin*: «Trotz Schwangerschaft muss auch die Frau die emotionale Nähe zum Kind erst aufbauen. Da unterscheiden sich Männer und Frauen nicht. Durch die gesellschaftliche Erziehung fühlen sich Frauen je-



Jetzt erst recht: «Teilzeitmann»-Gründer Keel.

doch stärker verantwortlich. Je mehr es in unserer Kultur zugelassen wird, dass auch Männer fürsorglich und emotional sein können, desto selbstverständlicher wollen auch Männer sich um die Kinder kümmern.»

Tiefer Status

Dass an dieser Theorie der anerzogenen Geschlechtsunterschiede etwas nicht stimmen kann, merken Eltern spätestens dann, wenn ihre bewusst Gender-neutral erzogenen Buben bei jedem Bagger fasziniert stehen bleiben und die Mädchen endlos mit Babypuppen, Schoppen und Windeln zu spielen beginnen. Auch Evolutionsbiologen widersprechen den Gender-Forschern vehement. Zu den renommiertesten Wissenschaftlern auf dem Gebiet gehört der Wiener Anthropologe Karl Grammer. Er hat eine der weltweit grössten Studien zur Partnerwahl geleitet. «Man darf dies ja fast nicht mehr aussprechen», sagt er, «aber die Frauen orientieren sich fast immer nach oben – ein Mann mit tieferem Status ist für sie unattraktiv.» Und Hausmann bedeutet nun mal: tiefer Status. Dass dies mit Erziehung und Sozialisation zusammenhängt,

Esther Vilar: «Ausserhalb seiner Funktion als Ernährer misst die Frau dem Mann keinen Wert zu.»

schliesst Grammer aus: «Ich gelange je länger, je mehr zur Überzeugung, dass die soziokulturellen Umwälzungen zwar gewaltig sind, die Biologie sich aber nicht so rasch ändern lässt.»

Andy Keel steht erstaunlicherweise eher auf der Seite des Evolutionsbiologen als auf jener der Gender-Forscherin. Die Mutter niste sich nach der Geburt von Natur aus zu Hause ein, der Vater sehe sich als Ernährer, sagte er in seinem Referat. Dagegen müsse man sich stemmen. Er erwähnt aber auch die fehlenden Vorbilder: «Unsere Väter waren noch kaum zu Hause.» Deshalb seien die «Vorbildmänner» in der Kampagne so wichtig. Der drohende Statusverlust wird durch Suggestion wettgemacht. Das «Teilzeitmann»-Logo ist Superman entliehen, es prangt stolz auf der Brust jedes «Vorbildmannes». Dauernd ist von «ganzen Männern» die Rede – als ob es auch halbe Männer gäbe. An der «Teilzeitmann Afterwork»-Veranstaltung ist ein Bier inbegriffen, weil ganze Männer offenbar Bier trinken. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren: Wer dauernd betonen muss, ein «ganzer Mann» zu sein, ist sich dessen wohl selbst nicht so sicher. Das ist wie im Ausgang: Wenn sich ein Lokal selbst als «trendig» anpreist, so ist das in der Regel ein verlässliches Indiz dafür, dass es dies nicht ist.

Umso wichtiger ist das Gemeinschaftsgefühl, das hier erzeugt wird. Man bestärkt sich gegenseitig, dass man etwas Gutes tut. Für sich, für die Familie, für die Gesellschaft. Und dass man ein ganzer Mann ist. Ganz sicher. ○



Franziska Hölscher



Alexander Krichel



Kirill Trousov



André Schuen



Danjulo Ishizaka



Veronika Hagen

Klassik und Wellness im Südtirol

Stradivari Summit 2014

Der Mythos Stradivari fasziniert Klassikliebhaber bis heute. Erleben Sie das Gipfeltreffen der legendären Streichinstrumente – als Gast in einem der besten Wellness-Hotels Europas inmitten der Dolomiten!

Künstler von Weltrang erwarten Sie zu einem einzigartigen Musikfestival im exklusiven 5-Sterne-Wellness-Hotel «Alpina Dolomites» auf der Seiser Alm. Hier oben, auf Europas schönstem und grösstem Hochplateau, liegt Ihnen das sonnenverwöhnte Ferienparadies des Unesco-Naturparks «Weltnaturerbe Dolomiten» zu Füssen. Wellness, Wandern oder ein Ausflug nach Bozen oder Meran machen Ihren Aufenthalt zu einem Erlebnis.

Die Abende der Musikwoche sind dem genialen Antonio Giacomo Stradivari (1644–1737) gewidmet. Der berühmteste Instrumentenbauer aller Zeiten schuf in Cremona Streichinstrumente, deren Qualität bis heute unübertroffen ist. Die Konzerte mit den schönsten Werken der Klassik finden in der zu Fuss erreichbaren Franziskuskirche statt, deren einzigartige Akustik sie zu einem Kammermusiksaal der Weltklasse macht. Gleich drei seiner aussergewöhnlichen Meisterwerke sind am «Stradivari Summit 2014» zu hören: Die Stradivarius-Violine

«Brodsky» (1702), gespielt von Kirill Trousov; die Stradivarius-Viola «Paganini-Mendelssohn» (1731), gespielt von Veronika Hagen; und das Stradivarius-Violoncello «Feuermann» (1730), gespielt von Danjulo Ishizaka.

Weiter erleben Sie ein kostbares Violoncello des Geigenbauers Francesco Rugeri (Cremona, 1680), präsentiert von Benedict Kloeckner. Für weitere Highlights sorgen der international renommierte Bariton André Schuen sowie die exzellenten Pianisten Daniel Heide, Alexandra Trousova und Alexander Krichel (Gewinner «Echo Klassik 2013»).

Abgerundet wird das Erlebnis mit dem Nachbau der Stradivarius Violine «Maria Ex-Muir Mackenzie» (1694) des Pariser Instrumentenbauers Stephan von Baehr, der vor Ort Einblicke in die Baukunst einer Stradivarius gewährt. Das Instrument wird von Franziska Hölscher gespielt.

Platin-Club-Spezialangebot

«Stradivari Summit 2014»
4.–12. Oktober 2014, Seiser Alm, Dolomiten
Hotel «Alpina Dolomites Gardena Health Lodge & Spa****»

Spezialpreise und Arrangements
(pro Person und Zimmer bei Doppelbelegung;
Einzelbelegung auf Anfrage):

- DZ «Dialer Superior» (ca. 50 m² mit Balkon)**
- 8 Tage (4.–12. Oktober): € 2060.– (statt 2400.–)
- 4 Tage (4.–8./8.–12. Oktober): € 1050.– (statt 1220.–)

- DZ «Saslong Exclusive» (ca. 50 m² mit Terrasse)**
- 8 Tage (4.–12. Oktober): € 2210.– (statt 2550.–)
- 4 Tage (4.–8./8.–12. Oktober): € 1125.– (statt 1295.–)

- «Molignon Suite» (ca. 75 m² mit Balkon)**
- 8 Tage (4.–12. Oktober): € 2560.– (statt 2900.–)
- 4 Tage (4.–8./8.–12. Oktober): € 1300.– (statt 1470.–)

- Leistungen**
- 8 bzw. 4 Übern. inkl. HP mit 5- oder 6-Gang-Menü
 - Nutzung Wellness- und Fitnessbereich
 - Tiefgarage und gesamtes «Alpina-»Wohlfühlangebot
 - Tägliches Einführungsgespräch gemäss Tagesprogramm

Buchung
Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. +39 0471 345 308 oder per E-Mail: info@suedtirol-momente.com. Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter
Südtirol Momente, Oberbozen/Ritten
www.suedtirol-momente.com

www.weltwoche.ch/platinclub



«Wie ein Staatsstreich»

Jürgen Stark hat die Entwicklung des Euro von Anfang an begleitet, zuletzt als Chefvolkswirt der Europäischen Zentralbank. Er erklärt, warum der Euro die Krise überstehen wird und weshalb er dennoch froh ist, nicht mehr für die Gemeinschaftswährung zu arbeiten. *Von Florian Schwab*

Herr Stark, Mario Draghi, der Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB), wird als grosser Dompteur der Finanzmärkte gefeiert. Niemand spricht mehr von einem Zusammenbruch des Euro. Die *Financial Times* publiziert seitenfüllende Serien darüber, «wie der Euro gerettet wurde». Ist die Gemeinschaftswährung tatsächlich über dem Berg?

Der Euro an sich stand nie in Gefahr. Solange Deutschland und Frankreich an diesem wichtigen Schritt der europäischen Integration festhalten, wird sich daran auch nichts ändern. Fragezeichen bestanden zeitweise, was die Länder-Zusammensetzung des Währungsgebietes betrifft.

Auch die Debatte über einen möglichen «Exit» einzelner Länder ist wie weggeblasen.

Während der Krise bestand die Möglichkeit, dass ein Mitgliedsstaat aussteigt. Gegen meine frühere Erwartung glaube ich heute nicht mehr, dass dies geschieht. Der entscheidende Punkt ist, dass die EZB neue Aufgaben übernommen hat, die den Kern ihres Mandats überschreiten.

Der Euro ist nicht mehr dieselbe Währung wie vor zehn Jahren. Welches sind Ihres Erachtens die einschneidendsten Veränderungen?

Faktisch haben wir heute eine andere Währungsunion als die im Vertrag von Maastricht konzipierte. Das einschneidendste Datum ist für mich der 10. Mai 2010, als staatsstreichartig über Nacht das Konzept geändert wurde. Die gegenseitige Nichtbeistandspflicht der Mitgliedsstaaten wurde aufgegeben und mit ihr der Gedanke, dass jedes Land für seinen Haushalt eigenverantwortlich ist. Die Staaten dürfen sich seither gegenseitig herauspauken. Dafür gibt es jetzt sogar einen auf Dauer angelegten Mechanismus. Zweitens hat die EZB seit 2010 die Funktion eines *lender of last resort* inne. Sie intervenierte direkt bei den Märkten für Staatsanleihen und spricht eine umfassende Generalgarantie für den Bestand der Euro-Zone aus. In den Worten von Mario Draghi: Man wird «alles tun, um den Euro zusammenzuhalten». Diese Massnahmenkombination hat die Märkte bislang überzeugt.

Ist diese Überzeugung von Dauer?

Ich glaube nicht, dass die Marktteilnehmer, solange Draghis Garantie besteht,

erneut am Zusammenhalt des Euro-Gebietes zu zweifeln beginnen. Das Krisenmanagement seit 2010 hat es immer unwahrscheinlicher werden lassen, dass einzelne Mitgliedsstaaten die Gemeinschaftswährung verlassen könnten.

Mario Draghi trägt für sein raffiniertes Spiel mit den Märkten den Ehrentitel eines «Magiers».

Es gibt nichts Magisches und darf nichts Magisches an der Politik einer Zentralbank geben. Sie muss transparent sein in ihren Entscheidungen, in den Gründen, die zur Entscheidung geführt haben, und in ihrer mittelfristigen Strategie. Das ist der entscheidende Punkt.

Welches Gefühl beschleicht Sie, wenn das Wohlergehen an den Märkten fast ausschliesslich von Worten und Entscheidungen der Notenbanken abhängt?

«Kleine Übertreibungen können jederzeit ausser Kontrolle geraten und in grössere Blasen münden.»

Das grosse Risiko, dem wir ausgesetzt sind, ist die wechselseitige Abhängigkeit von den Finanzmärkten und der Zentralbank sowie von den Regierungen und den Zentralbanken. Dass wir derzeit keine sichtbare Finanzmarktkrise haben, verdanken wir der Tatsache, dass die EZB und andere wichtige Zentralbanken unentwegt zusätzliche Liquidität in den Markt pumpen. Das ist nicht gesund.

Warum ist dies ungesund?

Es werden Erwartungen bei den Märkten genährt, wonach die Zentralbanken immer und überall als Rettungsanker zur Verfügung stehen. Zudem hat die Politik des billigen Geldes auch unbeabsichtigte Folgen.



Das kann zu einer völligen Verzerrung an den Finanzmärkten führen. Es zeichnen sich verschiedene Übertreibungen in den Anleihenmärkten, mancherorts in den Immobilienmärkten oder im Aktienmarkt ab. Die Preisentwicklung wird erheblich beeinflusst durch die global verfügbare überschüssige Liquidität. Diese fliesst gelegentlich aus einem Marktsegment wieder ab, um ein anderes zu fluten. Die aktuelle Situation an den Finanzmärkten nenne ich daher «rollende Blasen»: Es handelt sich um kleine Übertreibungen, die aber jederzeit ausser Kontrolle geraten können und in grössere Blasen münden.

Die Zentralbanken behaupten, dass sie das im Griff haben und das viele billige Geld gezielt kanalisieren. In der Schweiz wirkt die Nationalbank auf die Geschäftsbanken ein, weniger Hypotheken zu vergeben. Mit ihrem neuesten Massnahmenpaket versucht die EZB, die Banken im südlichen Euro-Raum dazu zu bringen, mehr Kredite an kleine und mittlere Unternehmen zu vergeben. Warum misstrauen Sie dem Berufsstand der Zentralbanker?

Bei der EZB läuft es darauf hinaus, dass die Notenbank direkt in Wirtschaftsprozesse eingreift. Sie betreibt wirtschaftspolitische Feinststeuerung. Doch warum soll ein Zentralbanker besser wissen als der Markt, wo eine Kreditvergabe sinnvoll ist? Wir haben dieses Wissen als Zentralbank und als Politiker generell nicht. Die Verzerrungen gehen vom übergeordneten Verhalten der wichtigsten Notenbanken auf der Welt aus: Nullzinsen führen zwangsweise zu Verzerrungen. Diese will man nun partiell korrigieren. Das führt aber zu immer mehr Interventionismus und zieht zunehmend planwirtschaftliche Elemente in der Wirtschaftspolitik der entwickelten Industrienationen nach sich.

Wie kann man die grossen Volkswirtschaften wieder auf einen marktwirtschaftlichen Kurs bringen und sie der Droge des billigen Geldes entwöhnen?

Die Rolle der Märkte ist im Zuge der Krise desavouiert worden – in der öffentlichen Meinung, aber auch durch die eingeschlagene Wirtschaftspolitik. Die Krise wird als grosses Marktversagen dargestellt. In Wirklichkeit ist es ein Politikversagen. Die Politik hat nicht den richtigen Rahmen gesetzt. Ich vertrete den Ansatz des Ordoliberalis-



«Es gibt nichts Magisches»: Ökonom Stark.

mus und der sozialen Marktwirtschaft: Der Markt braucht Regeln im Sinne eines breiten Rahmens mit klaren Vorgaben von Seiten des Staates. Innerhalb dessen muss der Markt arbeiten können. Dann liefert er die richtigen Signale an Investoren, und er bestraft die Regierungen, wenn der öffentliche Haushalt aus dem Lot gerät. Stattdessen schlittern wir jetzt aber in eine wirtschaftspolitische Feinsteuerung hinein, bei der jede Intervention weitere nach sich zieht. Ein unglücklicher Pfad, der Wohlstand und Arbeitsplätze kosten wird.

Sie waren einer der letzten Vertreter des deutschen Ordoliberalismus in der europäischen Währungspolitik. Bundesbank-Präsident Axel Weber ist in Richtung UBS-Spitze abgesprungen, sein Nachfolger Jens Weidmann hat bei den letzten Ideen zur, wie Sie es nennen, Feinsteuerung nachgegeben. Verliert die EZB ihren deutschen Stabilitätsanker?

Natürlich ist der Euro eine andere Währung als die Deutsche Mark und die EZB eine andere Institution als die Bundesbank. Trotzdem ist es ein Faktum, dass der Maastrichter Grundgedanke die EZB am Modell

der Bundesbank orientierte. Sowohl betreffend Unabhängigkeit von der Politik, betreffend ihren Auftrag und ihre Strategie. Das ist nicht mehr der Fall. Die EZB, das kann man im Buch von Alan Greenspan nachlesen, hat sich von allen Restriktionen frei gemacht, die ihr der Maastricht-Vertrag auferlegt hatte und die dem Modell der Bundesbank folgten. Ich stimme mit Greenspan nicht in allem überein, aber hier hat er recht.

Die EZB entfremdet den Euro dem Modell der «harten» D-Mark. Wenn Sie der Schweizer Nationalbank einen brüderlichen Rat geben müssten: Wie lange soll sie an der Kursuntergrenze festhalten?

Diese Entscheidung muss in der Schweiz fallen. Eine Zentralbank sollte sich bei jeder Massnahme Gedanken machen, wie sie wieder davon wegkommt: Wie ist der Exit zu gestalten? Die zweite Frage, die sie sich stellen muss, ist jene nach der Wirksamkeit. Dieser zweite Punkt ist im Falle der Kursuntergrenze unbestritten. Hingegen dürfte es sehr schwierig sein, über einen Exit nachzudenken. Das gilt auch für die Massnahmen der EZB, Draghis Generalgarantie und die sogenannten Outright Monetary Transactions (OMT), die ich auch schon als «out-of-the-mandate transactions» bezeichnet habe. In dem Augenblick, wo die Schweizerische Nationalbank signalisiert, dass sie die Kursuntergrenze aufhebt, oder die EZB, dass sie sich von den OMT verabschiedet, fällt der Schutz vor den Marktentwicklungen weg. Das geht erst, wenn die Euro-Krise definitiv gelöst ist oder wenn wir uns in einer Situation bewegen, in der es nicht zu Ausschlägen an den Märkten kommen kann. Für die Schweiz wäre es sicher das Beste, wenn die Europäer die Krise überwinden und wir zu normalen Finanzmärkten zurückfinden würden. Damit wäre die Problematik der Schweiz als «sicheren» Hafen entschärft – im Guten wie im Bösen.

Sind Sie eigentlich froh, nicht mehr bei der EZB zu arbeiten?

Die inhaltlichen Umstände, unter denen ich die letzten eineinhalb Jahre vor meinem Rücktritt zu arbeiten hatte, waren nicht mehr tragfähig. Insoweit ist mein Entschluss, Ende 2011 zurückzutreten, voll gerechtfertigt gewesen. Ich bedaure höchstens, dass ich nicht schon früher gegangen bin.

Jürgen Stark gehört zu den prägenden Persönlichkeiten beim Wechsel von der D-Mark zum Euro. Zwischen 2006 und 2011 amtierte er als Chefvolkswirt der Europäischen Zentralbank (EZB). Von diesem Posten trat er «aus persönlichen Gründen» zurück, weil er den Abschied der EZB von den Prinzipien des Vertrags von Maastricht nicht mittragen wollte.

«Unsere Antwort heisst Krieg»

Im irakischen Kerbala mobilisieren die Schiiten zum Gegenschlag gegen die Terrortruppen des Isis. Ihre Glaubensführer, Grossajatollah Ali as-Sistani und Muqtada as-Sadr, schwören Rache. Es geht um die heiligsten Stätten der Schia, der zweitgrössten Glaubensrichtung im Islam. *Eine Reportage von Bruno Schirra*



Religiös durchtränkte Schlachtengesänge: schiitische Kämpfer in Kerbala.

Stumm waren wir während dieser Fahrt von Tikrit nach Kerbala. Mein Begleiter und Freund Tarik, ein sunnitischer Kurde, hatte die Hände in das Lenkrad des Wagens gekrallt, stierte stur nach vorne. Sie hatte während der Stunden dieser Fahrt hinten im Fond des Wagens gesessen und hatte kein Wort von sich gegeben und wohl auch keines erwartet.

Wir waren froh darüber, denn was sagt man einer Frau, mit deren Leib die heiligen Streiter Gottes ihre Spiele getrieben und solcherart ihren Spass gehabt hatten? Was sagt man einer Frau, der man das Kind weggenommen hat, um ihm vor den Augen der Mutter den Schädel zu zertrümmern? All dies war Zaynab al-Husseini dort oben in Tikrit widerfahren. Allahs fromme Krieger aus den Reihen des Isis (Islamischer Staat im Irak und in Syrien) hatten ihr das angetan (*Weltwoche* Nr. 25/14, «Der Irak wird auseinanderbrechen»).

Wir fuhren nach Süden, nach Kerbala, wo sich im heiligen Schrein des Imam Hussein ibn Ali, des Enkels des Propheten Mohammed, das Wesen der Schia manifestiert. Wo sich all das Leid, die Scham, die Schande widerspiegelt, die die Schiiten von den Sunniten so blutig trennt. Dort unten, etwa zwanzig Kilometer vor Kerbala, geschah es, dass sie mit uns redete, wengleich auch nur diesen einen, einzigen Satz. «Ihr werdet ihnen nicht sagen, was mir widerfahren ist», sagte sie, und ihre Stimme klang seltsam kalt und unpersönlich. Tarik und ich, wir nickten nur mit dem Kopf. Und schwiegen.

Wir erreichten Kerbala früh am Freitag, übergaben die Lehrerin Zaynab al-Husseini ihrer Familie und waren froh, sie verlassen zu haben. Wir fühlten uns erleichtert, und wir schämten uns deswegen. Dann schlenderten wir zum Schrein des Imam Hussein, es war die Zeit des Freitagsgebetes, und aus allen Ecken

und Enden dröhnten aus Lautsprechern heraus religiös durchtränkte Schlachtengesänge, die süß und schwer vom Leid, von der Qual, der Angst und Hoffnung der Schiiten zu berichten wussten; und Nadeem Mehdi, 27 Jahre alt, von Beruf das, was man einen Computer-Crack zu nennen hat, sass in einer Teestube unweit des heiligen Schreins und weinte.

Fassungslos, verblüfft

Nadeem, den es aus Leeds in England nach Kerbala verschlagen hatte, weil er hier für ein paar Tage nur seinen Wurzeln nachforschen wollte, Nadeem aus Leeds trank seinen süßen Tee und wusste unter Tränen nur eines zu sagen: «Das, was hier in diesem Land ab jetzt geschieht, wird ein Töten und Morden und Schlachten sein, und nichts und niemand wird das so schnell beenden können.» Seine Hände zitterten dabei. «Wir leben im 21. Jahrhundert

und erleben die Wiederkehr blutigster Religionskriege», sagte Nadeem, und wie er dies sagte, wirkte er seltsam fassungslos und noch viel mehr verblüfft.

Dann jedoch repetierte er leise im trauer-schweren Sprechgesang: «Es wurde Nacht, und mein Herz war bekümmert. In Gedanken an Kerbala und den Schrein war es betrübt. Ich wäre an dem Gedanken an Kerbala vor Gram gestorben... Ya Hussein, ya Kerbala», so fuhr er in monotonem Klang fort und erinnerte an das Martyrium des zentralen Imams der Schiiten, um dann sehr blumig im kühlen Englisch des Briten zu analysieren, was da im Irak derzeit geschieht. «Der Irak ist dabei zu zerbrechen. Es regnet Blut in diesem Land. Hoffnung wird es lange Zeit nicht mehr geben können. Es gibt hierzulande zu viele offene Rechnungen zu begleichen.»

Über diese Rechnungen wusste Nadeem Mehdi viel zu erzählen. Über die langen Dekaden der Herrschaft des sunnitischen Diktators Saddam Hussein, der die Schiiten seines Landes, die schon damals die Mehrzahl der irakischen Bevölkerung stellten, mit eiserner Faust und blutig noch dazu unterdrückt und geknechtet hatte. Über den Aufstand, den die Schiiten des Iraks 1991 im Nachgang des zweiten Golfkrieges wagten. Nachdem US-Präsident George Bush der Ältere sie dazu aufgefordert hatte. Nur um die schiitischen Menschen dann allein zu lassen.

Bereit zu sterben

Aus der Hubschrauber-Armada des Saddam Hussein heraus wurde der Aufstand der Schiiten wider die Diktatur unter den Augen der Welt in einem Meer aus Blut ertränkt. Zehntausende starben. Und Nadeem wusste sehr beredt darüber zu erzählen, dass noch heute in Kerbala immer wieder Massengräber aus jenen blutigen Tagen entdeckt und ausgeho-



Weltliche Dinge: Geistlicher Ali al-Sistani.



«Brigaden des Friedens»: schiitischer Mahdi-Armee-Führer as-Sadr.

ben werden. «Im Westen hat man damals zugeschaut und donnernd laut geschwiegen», sagt Nadeem Mehdi. «Und heute schaut die Welt wieder zu und findet keine Antwort auf das, was hier geschieht. Mit schiitischen Menschen. Wir müssen uns selber helfen.»

Welcher Art diese Hilfe ist, ist an diesem Tag in Kerbala und in Bagdad und unten im Süden des Landes, in Basra, zu beobachten. Vor dem heiligen Schrein der Imam-Hussein-Moschee in Kerbala marschieren an diesem Freitag ganze Blöcke in Schwarz gekleideter Gläubiger auf, schlagen sich im rhythmischen Gleichklang immer wieder mit der rechten Hand auf die linke Brust. Recken die weiss behandschuhte Linke in die Luft. Sie schreien und weinen und jammern und klagen und wissen nur eines zu verkünden: dass sie bereit sind, in der Verteidigung der heiligsten Stätten der Schia im Irak ihr Leben zu geben.

Hier fing alles an

Denn hier in Kerbala hat am 13. Oktober 680 alles angefangen, was schiitische Menschen so sehr bewegt. Das, was das Wesen der Schia ausmacht. Das Martyrium des Imam Hussein, der hier zu Kerbala an diesem längst vergangenen Oktobertag 680 mit den letzten siebzig ihm verbliebenen Getreuen seinen letzten Kampf gekämpft und hier zu Kerbala seinen Kopf verloren hatte. Verlassen und verraten von den meisten seiner Anhänger. Es war kein theologischer Dissens, der die damals noch junge islamische Gemeinschaft trennte. Es war einzig und allein der machtpolitische Kampf um die Nachfolge des Propheten Mohammed. Hier fing alles an. Wesen und Leid der Schia.

Von den mehr als 1,2 Milliarden Muslimen dieser Welt bekennen sich etwa fünfzehn Pro-

zent zur schiitischen Ausrichtung des Islam, und seit Anbeginn des islamischen Schismas wurden die Schiiten von der Mehrheit der Sunniten im besten Fall immer nur verachtet, oft genug unterdrückt, gedemütigt und blutig verfolgt dazu. «Uns ist vom Isis der Krieg bis hin zur Vernichtung angedroht worden», sagt Nadeem Mehdi. «Also kann unsere Antwort nur eines sein. Unsere Antwort heisst Krieg.»

Das religiöse Oberhaupt der Schiiten im Irak, der Grossajathollah Ali as-Sistani, hat angesichts der Vernichtungsdrohungen der sunnitischen Isis-Krieger seine Zurückhaltung aufgegeben und jeden schiitischen Gläubigen, der eine Waffe zu tragen in der Lage ist, aufgerufen, sein Blut, sein Leben zu geben, um



CRESTA
PALACE

Bergfrühling
AUFBLÜHEN IM
ENGADINER BLUMENMEER

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125,- pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison 27. Juni–12. Okt. 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



die heiligen Stätten zu verteidigen, und das war umso bemerkenswerter, weil as-Sistani als einer gilt, der nicht sonderlich viel davon hält, wenn sich schiitische Geistlichkeit in weltliche Dinge einmischt. «Wer immer dazu in der Lage ist, eine Waffe zu tragen, die Terroristen zu bekämpfen und das Land, das Volk, und die heiligen Städte zu verteidigen, hat sich zur Durchsetzung dieses heiligen Ziels in den Dienst der Streitkräfte zu stellen.»

Noch einer hat sich angesichts der Gefahr, der sich die Schiiten des Iraks in diesen Tagen gegenübersehen, zurückgemeldet: Muqtada as-Sadr, der radikale schiitische Geistliche und Führer der Mahdi-Armee, einer irregulären Miliz, ist dabei, seine Truppen zu positionieren. «Brigaden des Friedens» nennt er die jetzt. Muqtada as-Sadr, der nach dem Sturz Saddams durch US-amerikanische Truppen 2003 und der darauffolgenden Besetzung des Iraks selbst zum Meister des Terrors gegen die verhassten Besatzer, die Ungläubigen, geworden war, hatte sich in den letzten Jahren von der öffentlichen Bühne des Iraks verabschiedet. Um jetzt mit Urgewalt zurückzukommen.

Etwa 80 000 hochgerüstete schiitische Krieger, Jugendliche zumal, die Muqtada as-Sadr vorzugsweise aus den Slums von Basra und Bagdad rekrutiert hat, befehligt der Sohn des von Saddam Hussein 1999 ermordeten Ajatollah Mohammed Sadiq as-Sadr. Fanatische Kämpfer, die durch die Iranische Revolutionsgarde hochgerüstet wurden und bestens trainiert sind.

System ohne Gnade

In Teheran wird der Glaubenssturm der sunnitischen Isis-Truppen mit zunehmender Nervosität beobachtet. Für die frommen Herren des Irans würden der mögliche Fall Bagdads und die Bedrohung der heiligsten Stätten der Schia nur eines bedeuten können: einen Krieg zu führen, von dem die Machthaber in Teheran wissen, dass er nicht zu gewinnen ist. Die Paten des Isis, die wahhabistische Prinzenriege in Saudi-Arabien und ihre islamischen Aristokraten in den arabischen Emiraten, wären gezwungen, den archaischen Geistern des Isis, die sie riefen und die sie jetzt nicht mehr kontrollieren können, beizustehen.

Der Isis, die sunnitische Terrorgruppe, die in einem Sturm gegen Süden weite Teile des Iraks erobert und dabei eine blutige Spur der Verwüstung, des Tötens und Mordens hinterlassen hat – der Isis steht vor Bagdad, und die Welt steht mehr als nur verblüfft daneben, weiss nicht zu erklären, was ihr da widerfährt. In der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts ist live und via Internet sehr unmittelbar zu erleben, was so ein Religionskrieg an blutigen Realitäten zu schaffen weiss.

In seinem Herrschaftsgebiet hat der Isis schon jetzt eine Glaubensdiktatur etabliert, die der Herrschaft der afghanischen Steinzeit-



10 Millionen Dollar Kopfgeld: Isis-Chef Baghdadi.

Islamisten unter dem Regime der Taliban in nichts nachsteht. In Mossul, in Ana, in Rutba hat der Isis ein Scharia-System etabliert, in dem das ganze Kompendium islamischer Strafgewalt zur Anwendung kommt. Ein Scharia-System, das keine Gnade kennt. Nicht Männern gegenüber, nicht Frauen, nicht Kindern gegenüber.

Allahs Terrorbanden leben ungezügelt ihren Glaubenshass wider alle Ungläubigen, gegen Abtrünnige, gegen Häretiker, gegen die Schiiten, aus. Den Massakern des Isis sind bis jetzt Tausende zum Opfer gefallen. Kinder,

Al-Baghdadis Traum ist die Wiedererschaffung des islamischen Kalifats.

Männer, Frauen, und wer will, kann dies im Internet bestaunen.

Die Terrorbanden des Isis haben den Schiiten des Iraks Tod, Vertreibung und Vernichtung angedroht. Haben verkündet, dass sie die heiligen Schreine der Schia in Samarra, in Kerbala und in Nadschaf niederreißen und zerstören wollen, und die Armee der Zentralregierung in Bagdad hat dem wüsten Sturm der sunnitischen Gotteskrieger bis zu diesem Tag nicht sonderlich viel entgegenzusetzen gewusst.

Als die Truppen des Isis am 10. Juni so scheinbar aus dem Nichts heraus vor Mossul standen, sind mehr als 30 000 Soldaten der Regierungsarmee in heilloser Flucht geflohen. Vier Brigaden lösten sich in nichts auf, überliessen die wichtigste Industriestadt des Landes den sunnitischen Gotteskriegern und rüsteten so Allahs Kohorten mit all dem schweren Militärgerät aus: mit Panzern, Granaten, Artilleriegeschützen, Hubschraubern. Im grössten Bankraub aller Zeiten erbeuteten die from-

men Brüder zudem weit mehr als 500 Millionen Dollar und einen ungeheuren Goldschatz noch dazu.

Der Irak, das Land, das als die Wiege der Menschheit gilt, es ist dabei zu zerbröseln, und weite Teile sind schon heute unter der Herrschaft eines Menschen gefangen, der das Schattengesicht des neuen globalen heiligen Kriegs geworden ist: Abu Bakr al-Baghdadi alias Abu Du'a, auf dessen Kopf die US-Regierung mittlerweile eine Belohnung in Höhe von zehn Millionen Dollar ausgelobt hat, hat ein höllisches Bündnis geschmiedet und ist dabei, die Ordnung des Nahen Ostens neu zu gestalten.

Dschihad, Dschihad, Dschihad

Es ist eine unheilige Allianz aus sunnitischen Stämmen, die sich von der schiitisch dominierten Zentralregierung des Nuri al-Maliki zu Recht unterdrückt und ausgegrenzt fühlen, den alten, noch immer funktionierenden Netzwerken des Saddam Hussein und eben den glaubenstrunkenen Gefolgsleuten und Jüngern des Abu Bakr al-Baghdadi. Der hat sich inmitten des Iraks ein Territorium erobert, das der Grösse Jordaniens entspricht. Von hier aus will al-Baghdadi seinen Traum von der Wiedererschaffung des islamischen Kalifats realisieren. Von dort seinen globalen Dschihad mit Blut und Terror in die Welt tragen. Und global sind die Ziele des al-Baghdadi und seiner Getreuen. Viele von denen sind aus Europa zu ihm hingepilgert. Junge Männer und Frauen, für die nur eines noch zu gelten scheint: Dschihad, Dschihad, Dschihad.

Der Mann mit dem tellergrossen Mondgesicht ist dabei, Geschichte zu schreiben, und hat in seiner Wirkmächtigkeit Osama Bin Laden längst in den Schatten gestellt. Wovon der langjährige Anführer von al-Qaida einst nur träumte, das ist Abu Bakr al-Baghdadi im Moment daran, zu realisieren. Auf zehn bis fünfzehntausend Kämpfer schätzen westliche wie nahöstliche Geheimdienste die Mannstärke des Isis und wissen nicht so recht zu erklären, wie diese kleine Truppe gottbeseelter Kämpfer ein halbes Land aus den Angeln heben und dessen Menschen terrorisieren konnte.

Nur eines weiss ein US-amerikanischer Sicherheitsexperte, der, wie so viele andere westliche Menschen in Bagdad auf gepackten Koffern sitzt, zu vermelden. «Uns fliegt der Laden hier um die Ohren, und wir haben keine Antwort darauf.»

Nadeem Mehdi, den es doch nur für ein paar Tage aus Leeds nach Kerbala verschlagen hatte, weil er hier ein einziges Mal in seinem Leben seinen eigenen, den schiitischen Wurzeln nachgehen wollte, er sitzt an diesem Freitag in einer schäbigen Teestube zu Kerbala, schlürft seinen süssen Tee und weiss die Antwort. «Krieg», sagt Nadeem aus Leeds. «Krieg bis zum Sieg.» ○

Antithese Frankreichs

Jean-Marie Le Pens Antisemitismus sei auch ein Ausdruck der französischen Überheblichkeit, schreibt *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel in seinem Editorial. Falsch. Le Pen ist der Widerspruch zum *esprit français*. Ein Einspruch von Stefan Brändle



Das «hässliche Frankreich», so Roger Köpels Editorial, habe den Rassentheoretiker Gobineau hervorgebracht und die Dreyfus-Affäre erfunden; es habe seine Kriegsvorgänge nicht aufgearbeitet und pflege wie Le Pen Nationalismus und «eingebildeten Übermenschenzauber». Jean-Marie Le Pen mag ein notorischer Antisemit sein – doch er kann nicht für Frankreich stehen. Mit seinem Spruch über eine gaskammerngleiche «Ofenladung» für einen jüdischen Sänger hat er sich bis in die eigene Partei isoliert. Seine Tochter Marine unterband sein wichtigstes Kommunikationsmittel, den Videoblog.

Auch Arthur de Gobineau steht nicht für Frankreich: Der 1882 verstorbene Autor eines «Essays über die Ungleichheit der menschlichen Rassen» inspirierte wohl den Naziwahn der «Herrenrasse», war aber in Paris (wo dieser Begriff übrigens unbekannt ist) nie mehr als eine Fussnote der nationalen Geistesgeschichte. Denn nicht die Ungleichheit, sondern die Egalité ist der Kernbegriff des französischen Denkens. In Paris sind deswegen sogar ethnische oder religiöse Statistiken untersagt.

Die Dreyfus-Affäre ist vor allem ein Beleg, dass die um die französischen Juden gescharten Republikaner wie Emile Zola («J'accuse») nach 1900 über die Reaktionäre siegten. Die teils royalistische Action française war danach gewiss nicht besser als ihre Gesinnungsgenossen in Rom oder Berlin; doch gegen die Republik hatte sie keine Chance. Noch 1936, als Adolf Hitler in Deutschland seit drei Jahren Reichskanzler war, erhielt Paris mit Léon Blum einen jüdischen Premierminister. Dass das Vichy-Regime mit Marschall Pétain 1940 an die Macht kam, wäre undenkbar gewesen ohne das traumatische Debakel der französischen Armee.

Schärfste Antirassismus-Gesetzgebung

Bis heute hat Frankreich die Deportation von 70 000 Juden Richtung Deutschland in monatelangen Prozessen gegen Klaus Barbie, Paul Touvier oder Maurice Papon blossgelegt und analysiert. Das geschah gründlicher als in Österreich, Spanien oder Italien, wo Hitler, Franco und Duce bis heute nicht wirklich bewältigt sind. Frankreich, das mehr Juden zählt als andere Länder Westeuropas, hat heute die schärfste Gesetzgebung gegen Rassisten, Negationisten und Menschheitsverbrechen.

Ist Le Pens Rassismus Ausdruck einer nationalen Überheblichkeit und Selbstgefälligkeit? Das ist ein Fehlschluss. Franzosen sehen sich gerne selbst als die Speerspitze der Menschheit. «La France n'est réellement elle-même qu'au premier rang», hielt schon Charles de Gaulle auf der ersten Seite seiner brillanten Memoiren fest: Frankreich ist nur im ersten Rang sich selbst. Der springende Punkt, oder wenn man will die Finesse der französischen Dialektik, besteht allerdings darin, dass die Franzosen, wenn sie sich für die Besten halten,



«Übermenschenzauber»: Tochter, Vater Le Pen.

den anderen diesen Anspruch genauso belassen. Das wünscht schon die Göttin Egalité.

Das republikanische Triptychon der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit lässt sich wie folgt lesen: «Ich bin so frei, mich für den Grössten zu halten – aber du kannst von dir gerne das Gleiche behaupten. Du musst es nur laut genug in die Welt hinausposaunen.» Wir Schweizer haben etwas Mühe damit (auch wenn wir uns darin auch irgendwie für die Grössten halten – die Bescheidensten, die Zuverlässigsten, die besten Demokraten et cetera). Aber wenn man den Trick einmal raus hat, hält man in Paris auch mit einem geölten

Mundwerk mit: Der französische Citoyen ist eigentlich für den gleichen gesunden Menschenverstand empfänglich wie der Citoyen suisse.

Mit Herrenmenschen-Denken hat das nichts zu tun, mit Le Pen auch nicht. Der giftet, geifert und erniedrigt die anderen; ein guter Franzose hingegen, ein *honnête homme*, wie schon Molière und Montaigne sagten, strebt nach dem Höheren im Menschen. Der steht über der Natur, über der Technik, er ist das aufgeklärte Licht (Les Lumières). Zuvorderst und zuoberst zu sein, und das als Erster, *s'il vous plaît*: Das ist Frankreichs universeller Zivilisationsanspruch.

Nationale Folklore, nicht Front national

Ihre Nationalfahne müssen sie gar nicht erst in den Garten hängen: Schon ihre Gene sind rot-weiss-blau. Und das hat ebenfalls nichts mit Le Pen zu tun. Zur Truppenparade des Quartorze Juillet, von der Köppel spricht, pilgern sie mit Kind und Kegel, um dann mit einem bunten Periskop-Spiegel einen Blick über die Menge auf die vorbeimarschierenden Fremdenlegionäre zu erhaschen. Insgeheim wünschen sie fast, dass der kleine Dreispitz mit der Hand im Westentaschenschlitz zuvorderst marschiere. Das ist nationale Folklore, nicht Front national.

Warum ist dann dieser plötzlich wieder so stark? Nicht wegen des Nationalstolzes. Im Gegenteil, aus verletztem Stolz. Der französische Gockel kräht nicht mehr, er röchelt im schleichenden Niedergang einer Nation, die seit 35 Jahren kein ausgeglichenes Haushaltsbudget zustande gebracht hat. Nicolas Sarkozy war eine Peinlichkeit, François Hollande ist eine Schmach. Die Franzosen schämen sich ihrer. Faute de mieux werfen sie sich in die Arme Le Pens – nicht des greisen Vaters, sondern der wendigen Tochter. Die mag die Ausländer auch nicht. Aber man stelle sich einmal vor, die Schweizer steckten in einer schweren Wirtschaftskrise, ja einer kollektiven Depression. Wie würden sie sich verhalten, wenn sie schon heute, da es ihnen volkswirtschaftlich bestens geht, die Masseneinwanderung einschränken?

Stefan Brändle lebt seit vielen Jahren in Paris, wo er für verschiedene deutschsprachige Medien arbeitet.

Ganz allein

Von Simon Kuper, Fortaleza — Wenn der begnadete argentinische Fussballer Lionel Messi neben Pelé und Maradona in das Fussballpantheon aufgenommen werden will, muss er es jetzt schaffen.



Lionel Messi ist nicht ein Mann der grossen Worte. Aber er hat klare Vorstellungen von gutem Fussball. Wenn Argentinien nicht so spielt, wie er es gern hätte, drückt er sein Missfallen durch Körper-

sprache aus. Er sprintet nicht mehr los, nimmt Pässe lustlos an und kämpft selten um einen Ball. Gegen den Iran legte er nur knapp acht Kilometer zurück, weniger als jeder andere Feldspieler, der über die ganze Zeit dabei war. Kurzum, er distanziert sich vom Spielgeschehen, wartet nur auf seinen ganz speziellen Moment. In den beiden Eröffnungsspielen beschränkte sich seine WM auf zwei schöne Momente: die beiden Tore aus weiter Entfernung gegen Bosnien und den Iran.

Vertraute sagen jedoch, er wolle diese WM zu seinem Moment machen. Wie viele Trophäen er mit Barcelona auch gewinnt: Wenn er neben Pelé und Maradona in das Fussballpantheon aufgenommen werden will, muss er es jetzt schaffen. Vorgestern wurde er siebenundzwanzig. Die WM findet auf seinem Heimatkontinent statt, nun soll er seine ganze Genialität demonstrieren. Wird es ihm gelingen?

An einem Nachmittag in Utrecht

Zum ersten Mal habe ich Messi 2005 an einem Nachmittag in Utrecht erlebt, als Argentinien im Endspiel der U-20-WM Nigeria mit 2:1 besiegte. Mittelstürmer war ein Winzling, der so aussah, als hätte man ihn ausnahmsweise für einen Tag mitspielen lassen. Und natürlich erzielte er beide Tore für Argentinien. Chelseas alter Talentscout Piet de Visser, der neben mir sass, murmelte: «Maradona.» Aber er bewunderte auch andere Argentinier, vor allem den geschickten Spielmacher Fernando Gago, der damals bei den Boca Juniors war, von Real Madrid und Barcelona aber schon beobachtet wurde. «Kein einziger Fehlpass», staunte de Visser. Zur Mannschaft gehörten ausserdem Pablo Zabaleta und Ezequiel Garay, die bei dieser WM neben Messi spielen, sowie Gabriel Paletta, der inzwischen für Italien spielt.

2008 in Peking schlug eine junge argentinische Mannschaft abermals Nigeria und wurde Olympiasieger. Neun der damaligen Spieler waren am Samstag beim 1:0 gegen den Iran da-

bei. Wir dachten schon, dies sei eine goldene argentinische Generation, doch es zeigt sich, dass ohne Messi nichts geht.

Gago ist nach einer erfolglosen europäischen Karriere wieder bei Boca. Argentinien, das bei dieser WM mit wenig überzeugenden Defensivspielern angetreten ist, scheint nur ein Ziel zu verfolgen: Messi glücklich zu machen. Als der 82-jährige Fussballpräsident Julio Grondona beim Training erschien, umarmte er zuallererst Messi.

Im Stil eines Beckenbauer

Trainer Alejandro Sabella hat Messi zum Captain bestimmt und versucht nun dauernd herauszufinden, was der Bursche will. Da der aber nicht redet, erkundigt er sich meist bei Ángel Di María und Sergio Agüero, die seit Ewigkeiten Messis Vertraute sind. Als sich herausstellte, dass dieser Gago und Gonzalo Higuaín im Team haben wollte, um Argentinien bleierne Passspiel zu verbessern, war Sabella sofort einverstanden. Sabella, demokratisch gesinnt und ein unerfahrener Trainer, wurde genau wegen seiner Bereitschaft, Messis Wünschen zu folgen, engagiert – auch wenn ihm das wohl erst nach Beginn der WM klar wurde.

Schon bald gab Messi, ganz im Stil eines Beckenbauer oder Johan Cruyff, Pressekonferenzen über die Taktik der Argentinier. Er kann



«Kein einziger Fehlpass»: Messi.

erstaunlich herrisch sein – in Barcelona sorgte er einmal dafür, dass Zlatan Ibrahimovic auf die Position eines Flügelstürmers verbannt wurde, weil er selbst den Angriff dirigieren wollte.

Aber selbst die reformierte argentinische Mannschaft ist ihm nicht gut genug. Seine Kollegen sind ihm zu langsam. Maradona, der die Partie gegen den Iran mit mürrischem Gesicht auf der Tribüne verfolgte (diesmal mit Einwilligung der Organisatoren), interessierte sich nie dafür, wer neben ihm spielte. Quasi im Alleingang machte er eine durchschnittliche argentinische Mannschaft 1986 zum Weltmeister.

Natürlich ist er ein Patriot

Messi jedoch, in Barcelona gross geworden, ist ein europäisch geprägter Spieler mit Teamgeist. Er will sich nicht als Solist hervortun. Wenn man ihn hier so distanziert sieht, kann man verstehen, dass die Argentinier sagen, er liebe sein Land nicht, lege sich nicht ins Zeug – aber natürlich ist er ein Patriot. Es ist einfach so, dass er, der fast seine ganze Karriere in der besten Vereinsmannschaft der Welt zugebracht hat, mit zweitklassigen Teamkameraden nicht gut zurechtkommt. Schon in der vergangenen Spielzeit in Barcelona wirkte er unbeteiligt. Er ist es gewohnt, dass er den Ball fünfundzwanzig Meter vor dem gegnerischen Tor rasch zugespielt bekommt. Seine argentinischen Kameraden schieben ihm den Ball oft auf der Höhe der Mittellinie zu. Immerhin versteckt er seinen Ärger besser als Cristiano Ronaldo, der seine schwächeren portugiesischen Mannschaftskameraden oft mit abweisenden Gesten bedenkt.

Keine Mannschaft ist hier in Brasilien unbesiegbar. Der Weltmeister wird eine Mannschaft mit Schwächen sein – warum also nicht Argentinien? Der Siegestreffer gegen den Iran in der letzten Minute (als hätte er diesen Höhepunkt von Anfang an geplant) deutete an, wie es kommen könnte – Messi, ganz allein, wie Maradona 1986.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Simon Kuper ist Journalist bei der *Financial Times* und Autor von «Warum England immer verliert. Und andere kuriose Fussballphänomene» (Edition Tiamat, Berlin). Für die *Weltwoche* berichtet er exklusiv im deutschsprachigen Raum von der Fussball-Weltmeisterschaft in Brasilien (12.6. bis 13.7.).



Essay

Nehmt euch in Acht!

Keine Fussball-Europa- oder Weltmeisterschaft ohne die Schweiz. Muss das wirklich sein? Wir Österreicher nehmen euch das übel. Seid ihr euch eurer Identität überhaupt noch bewusst?

Von Philip Bauer

Jetzt habt ihr also gegen Frankreich verloren. Verloren ist gar kein Ausdruck, es war desaströs, hässlich anzusehen. Dabei wollte Ottmar Hitzfeld an jenem Abend doch «Geschichte schreiben». Beinahe wäre es eurem Team gelungen, nur am 26. Juni 1954 musste die Schweizer Nationalmannschaft mehr Tore in einem WM-Match hinnehmen. Sieben Stück in der Hitzeschlacht von Lausanne! Und das gegen, man mag es kaum glauben, Österreich! Ja, damals waren wir noch eine grosse Nummer im internationalen Fussball, mittlerweile liegt der letzte Sieg bei einer Endrunde ganze 24 Jahre zurück. Egal, euer schwarzer Tag gegen die Franzosen hat unser Selbstvertrauen angekurbelt: Was die Schweizer können, können wir schon lange! Und überhaupt: Wie kommen die nur auf Platz sechs der Weltrangliste? Das österreichische Nationalteam läuft in der öffentlichen Wahrnehmung immer dann zur Höchstform auf, wenn es bei den Grossen nicht mitspielen darf. Also alle zwei Jahre.

Der Schweizer Fussball hat sich hingegen das Recht auf Niederlagen erarbeitet. Keine Weltmeisterschaft ohne unsere Nachbarn. Muss das denn wirklich sein? Wir nehmen euch das etwas übel. Habt ihr gar eure Identität aus den Augen verloren? Ihr seid Skifahrer, Bobfahrer, und in erster Linie seid ihr Schwinger und Hornusser. Auch der Tennissport scheint euch nicht ganz fremd zu sein. Aber Fussball? Als die – welch Kreativität in der Namensgebung! – «Nati» 1994 im Silverdome von Detroit aus dem Tiefschlaf geholt wurde, schien es sich um ein reines Zufallsprodukt, eine goldene Generation, zu handeln. Filigrantechniker wie Sforza oder Sutter würden sich zwischen den Bergen nicht am Fliessband produzieren lassen. Unsere Hoffnungen ruhten auf dem Zahn der Zeit. Doch während der Silverdome zur Ruine verkommen ist, seid ihr noch immer da. Und nicht nur das: Ihr habt sogar Ambitionen, bei der Endrunde zu überraschen, die schlichte Teilnahme reicht euch nicht mehr. Das ist rotzfrech. Und es macht uns nervös. Denn euer WM-Abonnement bringt uns um eine österreichische Spezialität: die Ausrede.

Ausrede eins: Ein Land mit geringer Einwohnerzahl kann im Fussball keine kontinuierlichen Erfolge feiern. Ausrede zwei: Ein relativ kleiner Verband kann keinen Trainer von Format verpflichten. Ausrede drei: Jeder, der in

Österreich geradeaus laufen kann, stellt sich auf Skier. Mit diesem Katalog sind wir früher in jedem Beisl – ihr sagt dazu Beiz – problemlos durchgekommen. Alle haben abgenickt, Widerspruch inexistent. Und heute? Da kommt es wie aus der Kanone geschossen: «Und wie viele Einwohner hat die Schweiz?», «Was macht dann ein Hitzfeld bei den Schweizern?», «Skifahren interessiert doch weltweit keine Sau!». Mühsam ist das. Melancholisch denkt man an alte Zeiten zurück, als nicht alles kritisch beäugt und hinterfragt wurde. Als es noch so richtig



War das wirklich Zufall?

gemütlich und unbeschwert war. Als Fussball nicht aus akribischer Arbeit, sondern aus Erinnerungen an Córdoba bestand. Als Österreich noch Österreich war.

Der Niedergang des Schweizer Skisports und der gleichzeitige Aufstieg eures Fussballs – da müsst ihr euch schon Fragen gefallen lassen: War das wirklich Zufall? Oder gab es einen grösseren Plan? Vermutlich habt ihr die Kids mit grossen Versprechungen von der Bergstation ins Tal gelockt: «Wenn ihr in den Winterthurer *Landboten* wollt, müsst ihr am Lauberhorn gewinnen. Wollt ihr in die *New York Times*, solltet ihr besser Fussballer werden!» Dann habt ihr

dem geltungsbedürftigen Nachwuchs die Skischuhe ausgezogen und einen Ball vor die Füsse geworfen. So muss es gewesen sein. Und wir haben es nicht durchschaut. Wir dachten nur: Sechs Österreicher unter den ersten fünf, kein Schweizer unter den ersten dreissig, jetzt bleibt ihnen nur noch das Bankgeheimnis und der Emmentaler! Welch Genugtuung, Welch süsse Rache für die Skiweltmeisterschaft in Crans-Montana. Die Schlagzeilen waren 1987 unschön verteilt: Ihr hattet die Medaillen, wir hatten den Spott und fantasierten von «Wunderwachs».

Cuche, unser Liebling

Doch irgendwann wurden wir des Siegens müde. Wir begannen unsere Lieblingsfeinde zu vermissen. Nichts hätte uns mehr Freude bereitet als das Bimmeln einer Kuhglocke, wir hätten den Tinnitus liebend gern in Kauf genommen. Didier Cuche, der Letzte seiner Art, nämlich jener der Schweizer Skistars, mutierte in Österreich gar zum beliebtesten Sportler. Nur Katzenbabys und Buckelwale genossen hierzulande höhere Popularität, das nennt man Beschützerinstinkt. Vermutlich wurde er uns Österreichern nur zur Ablenkung hingeworfen. Denn während wir uns seiner liebevoll annahmen, wurde in der Schweiz eifrig an einem schlagkräftigen Fussball-Nationalteam gebastelt und noch dazu mit verdeckten Karten gespielt – 4:2 gewann das ÖFB-Team am 10. März 1999 gegen die Nati, die Gegentore mussten wir uns bei diesem Testspiel quasi selber schiessen. Wir waren für das EM-Qualifikationsspiel in Spanien nicht nur gerüstet, wir waren optimistisch. Wer im Espenmoos besteht, muss das Metalla nicht fürchten. Nach neunzig Minuten stand es 0:9, das Spiel ging als «Kegelabend von Valencia» in die Geschichte ein. Mit Mühe und Not konnte eine zweistellige Niederlage verhindert werden, es war die geheime Geburtsstunde des Tiki-Taka. Danke, Eidgenossen!

Aber nehmt euch in Acht, die späte Revanche für diese Perfidie wird folgen. Sorglos habt ihr uns mit Marcel Koller einen Entwicklungshelfer überlassen. Nun lasst euch gesagt sein: Das österreichische Team ist wieder im Kommen, schon bald hat es seine Höchstform erreicht! Spätestens in zwei Jahren.

Philip Bauer ist Sportchef der österreichischen Tageszeitung *Der Standard*. Das Gruppenspiel Schweiz-Honduras fand nach Redaktionsschluss statt.

Der vererbte Schrecken

Bei missbrauchten, geprügelten und verlassenen Kinder verändern sich die Gene. So werden psychische Schäden an die nächsten Generationen weitergegeben. Die Entdeckung von ETH-Professorin Isabelle Mansuy erregte weltweites Aufsehen. Von *Beatrice Schlag und Désirée Good (Bild)*

Die kleine, zierliche Person, die zum vereinbarten Termin in der Eingangshalle der ETH wartet, ist schon von hinten als Französin zu erahnen. Niemand trägt höhere und verwegene Schuhe, niemand ein buntes Kleid. Isabelle Mansuy, im vorletzten Jahr zur ordentlichen Professorin von Uni Zürich und ETH ernannt, geht schnell und antwortet schnell und vergnügt. Nichts an ihrem unpräzisen Auftreten deutet darauf hin, dass die Molekularbiologin mit dem Spezialfach Epigenetik vor zwei Monaten internationalen Furore machte, als sie und ihr Team im Fachblatt *Nature Neuroscience* ihre Forschungsergebnisse veröffentlichten.

Ungewöhnlich aggressiv

Darin beschreibt die Professorin, wie es ihrem Team durch Versuche mit Mäusen erstmals gelungen sei, zu beweisen, dass in der Kindheit erlittene Traumata nicht nur zu einer Aktivitätsveränderung der Gene führen, sondern auch bis über zwei Generationen weitervererbt werden können. Isabelle Mansuy trennte bei den Versuchen Mäusebabys während der ersten zwei Wochen nach der Geburt jeden Tag zu unterschiedlichen Zeiten drei Stunden von ihren Müttern, was die kleinen Mäuse einem gewaltigen Stress aussetzte. Als sie ausgewachsen waren, zeigten sie deutliche Auffälligkeiten: Sie hatten teilweise ihre natürliche Scheu vor hellem Licht und offenen Räumen verloren. Viele waren unkontrolliert impulsiv, taten sich schwer, sich sozial einzugliedern, waren ungewöhnlich aggressiv. Blut, Sperma und Gehirn der Mäuse wiesen ein Ungleichgewicht an microRNA auf – kurze Kopien des Erbguts, die die Aktivität der Gene in den Zellen beeinflussen. Grösste Überraschung für Isabelle Mansuy und ihr Team: Das auffällige Verhalten der Tiere übertrug sich auf ihren Nachwuchs bis in die dritte Generation, obwohl der Nachwuchs keinerlei Stress erlitten hatte. Das heisst, es fand eine nichtgenetische Vererbung von Verhaltensstörungen statt.

In der Psychologie ist es keine Neuigkeit, dass traumatische Erlebnisse in der Kindheit zu Verhaltensauffälligkeiten führen, die weitergegeben werden können. Aber erst heute beginnen Epigenetiker zu verstehen, dass es physiologische Prozesse sind, die zu den Auffälligkeiten führen.

Den meisten Laien ist der Begriff Epigenetik unbekannt. «Das Konzept, dass Gene durch Umweltfaktoren reguliert werden können, ist seit dem 18. Jahrhundert bekannt», sagt Isa-

belle Mansuy. «Durch die Entdeckung der DNA-epigenetik etwas in Vergessenheit. Es herrschte plötzlich die Überzeugung, dass alles, was du bist, in deinen Genen festgelegt sei. Die Forschung glaubte, wenn wir einmal die Sequenz der Gene kennen, verstehen wir alles. Inzwischen wissen wir, dass das nicht wahr ist.»

War deswegen die Entschlüsselung des Genoms nicht das Wunder, auf das alle gehofft hatten? Die Professorin lächelt. «Der Hype war zu gross. Es gab zu viele Leute, die glaubten, man sei am Ziel. Es war natürlich eine wichtige Entdeckung. Aber die Sequenzierung der Gene wurde überschätzt. Wenn die Leute damals etwas genauer nachgedacht hätten, hätten sie sofort realisiert, dass die Entschlüsse-

«Der Hype war zu gross. Es gab zu viele Leute, die glaubten, man sei am Ziel.»

lung der Sequenz uns nicht alles über die Funktion von Genen sagen wird.» Nachdenken, sagt Isabelle Mansuy, hätte man vor allem darüber müssen, dass Gene eine Sequenz, eine Art mehrgliedrige Kette, in unserem Körper seien, von der Teile aktiv seien und andere nicht. «Um Gene interpretieren zu können, müssen wir wissen, welche dieser Gene aktiv sind und welche nicht. Denn die Sequenz kann auch durch epigenetische Mechanismen verursacht sein. Ohne die epigenetischen Marker zu kennen, wissen wir nicht, ob ein Gen aktiv ist oder nicht. Dieses zusätzliche Wissen ist der absolute Schlüssel zur Aktivität der Gene.»

Epigenetik beschäftigt sich damit, wie die Marker sich verändern, die sich an einzelnen Genen oder an Gensequenzen befinden und

über deren Aktivität oder Passivität entscheiden. Diese Marker können sich je nach Umwelteinflüssen stark verändern. Epigenetische Mechanismen sind unverzichtbar, damit unser Körper funktioniert. «Aber manchmal», sagt Isabelle Mansuy, «läuft bei diesen Mechanismen etwas schief, wie bei Krebszellen, die ein sehr verändertes epigenetisches Profil haben.» Zu den prägenden Umwelteinflüssen zählt Mansuy nicht nur Traumata und Stresslevels, sondern auch Ernährung, Fitness, eingenommene Medikamente und soziales Umfeld. «Die Hoffnung der Epigenetik ist, dass wir auftretende Störungen eines Tages korrigieren können. Sei es durch veränderte Umwelteinflüsse oder epigenetische Medikamente, die ja bei Krebs bereits zur Anwendung kommen.»

Wer Zweifel hat, ob Erkenntnisse über im Labor gestresste und dadurch auffällig gewordene Mäuse auf in der Jugend traumatisierte Depressions- oder Borderline-Patienten übertragbar seien, erntet von Isabelle Mansuy einen leicht spöttischen Blick. «Es geht andersrum», sagt die Professorin. «Wir studieren zum Beispiel die Literatur über Borderline-Persönlichkeiten von Patienten, die in gewalttätigen Familien aufwuchsen oder als Kinder missbraucht oder verlassen wurden. Menschen also, die in der Kindheit unter sehr grossem Stress litten, weil ihr Umfeld chronisch unzuverlässig und unvorhersehbar war. Davon ausgehend, versuchen wir, einen Tierversuch so zu gestalten, dass er dieses konstante Stresslevel herstellt.» Tatsächlich zeigen Borderline-Patienten und Depressive häufig vergleichbare Symptome wie die untersuchten Mäuse.

Werden Psychotherapien überflüssig?

Können neben Traumata auch positive Erfahrungen wie Glück, Optimismus oder Friedlichkeit Gene verändern und vererbt werden? Isabelle Mansuy schliesst das keineswegs aus. «Es ist wahrscheinlich. Aber wir können es noch nicht nachweisen. Es ist sehr schwierig, genetische von epigenetischen Komponenten zu unterscheiden. Optimismus ist weitgehend ein genetischer Zug. Aber vielleicht wird man optimistischer, wenn die Umwelteinflüsse sehr günstig sind. Wir wissen es noch nicht.» Die Frage, ob das berühmte Verbrecher-Gen, über das immer wieder spekuliert wird, tatsächlich existiert und vererbbar ist, will die Französin nicht beantworten. «Ich weiss nur, dass viele Kriminelle häufig psychologische



«Bügelst du – oder ist das wieder eine Kunst-Performance?»



«Optimismus ist weitgehend ein genetischer Zug»: Hirnforscherin Mansuy.

Probleme haben. Die Veranlagung gibt es, aber auch sie ist eine Mischung aus Genen und Umwelteinflüssen.»

Als nächster Schritt im Mansuy-Lab – dem ETH-Labor, in dem die Professorin und ihr rund fünfzehnköpfiges Team arbeiten – ist die Untersuchung an Menschen geplant. «Ich werde nicht mit Patienten arbeiten», sagt Isabelle Mansuy, «sondern mit Blut- und Speichelproben. Dazu muss ich mit Klinikern zusammenarbeiten. Da ich keine Ärztin bin, kann und werde ich keinen direkten Patientenkontakt haben. Ich hoffe, wir werden in den nächsten fünf Jahren in Blut oder Speichel die Marker finden können, die uns über die psychische Befindlichkeit eines Menschen Auskunft geben können. Und dass wir dann in der Lage sind, eine psychische Störung vorauszusagen und Behandlung oder Medikamente anbieten zu können.» Werden dann unter Umständen wie nach der Einführung von Viagra schlagartig Zehntausende von Psychotherapien überflüssig werden? Die Professorin ist sichtlich amüsiert über die Frage. «Vielleicht», sagt sie. «Die Probleme vieler Männer entstanden ja dadurch, dass diese sexuell nicht genügten.»

Wie in der Krebsforschung ist auch in der Gehirnforschung ein weltweiter Wettlauf im Gang. Wer das Ziel zuerst erreicht, wird nicht nur berühmt, sondern vor allem sehr reich werden. Isabelle Mansuy, die in Strassburg Molekularbiologie studierte und danach jahrelang an der Columbia University in New York forschte, kennt viele dieser Kollegen: «Sie wollen dringend die ersten Medikamente für psychisch kranke Patienten entwickeln. Ich will natürlich genauso, dass meine Forschung für die Menschen nützlich ist. Ich möchte auch erfolgreich sein. Aber ich möchte Erfolg durch Entdeckungen haben. Wenn ich entdeckt habe, was ich zu entdecken hoffe, bin ich am Rest nicht mehr sehr interessiert. Wie aus der Entdeckung ein Medikament wird, ist nicht mein Gebiet. Ich bin nicht sehr geschäftsorientiert.»

Dass sie sich nach ihrem Post-Doktorat in den USA unter den vielen Angeboten ausgerechnet für Zürich entschied, hält Isabelle Mansuy für eine der klügsten Entscheidungen ihres Lebens. «Die Offerte der ETH war mit Abstand die beste, sowohl punkto Team als auch punkto Perspektiven. Zürich ist ein sehr attraktiver Ort für Forschung in Neurowissenschaften, zweifellos der beste in der Schweiz. Die Infrastruktur ist hervorragend. Und es forschen hier fantastische Leute, von der Basisforschung bis zur Klinikarbeit.» Warum sie, nachdem sie vor sechzehn Jahren als Assistenzprofessorin eingestellt wurde, vierzehn Jahre auf ihre Ernennung zur ordentlichen Professorin warten musste, kommentiert sie ausweichend: «Es hatte nichts mit Wissenschaft zu tun. Ich möchte dazu nur sagen, dass es nicht hilfreich war, eine Frau zu sein.» ○

«Ehrlichere Gespräche»

Peter Riegger hat aus dem Tante-Emma-Laden seiner Eltern eine der renommiertesten Weinhandlungen der Schweiz gemacht. Ein Gespräch über die Kultur des Weintrinkens, überbeuerte Flaschen und die anregende Wirkung von Alkohol. *Von David Schnapp, Roger Köppel und Jürg Waldmeier (Bild)*

Herr Riegger, erinnern Sie sich an Ihre erste Flasche Wein?

Natürlich, das war Twanner Engelwein bei meiner Erstkommunion. Es war allerdings keine Flasche, sondern lediglich ein Probierschluck.

Wie alt waren Sie da?

Das darf man ja gar niemandem sagen: Ich war dreizehn oder vierzehn. Der Twanner war unser Familienwein für hohe Feiertage: ein schöner Chasselas, der noch leicht *gchrüselet* hätte.

Wie kamen Sie als gelernter Modellbauer überhaupt ins Weingeschäft?

Ich hatte in Genf bei Sécheron gearbeitet, als mein Vater 1962 einen Unfall hatte. Die Eltern führten ein Tante-Emma-Lädli in Mellingen. Das Geschäft hatten meine Grosseltern 1972 gegründet – mit zwei Sorten Wein: weissem und rotem. Die Eltern haben vom Usego-Sortiment bis zu Fischereiartikeln alles Mögliche verkauft. Meine Lust, diesen Laden zu übernehmen, war nicht sehr gross. Aber zwei Jahre später ging es mit dem Vater aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr. Ich kam also aus Genf zurück und wusste, dass ich von vorne anfangen musste.

Hatten Sie Erfahrung mit Wein?

Als Kinder mussten wir mithelfen. Mein Bruder und ich haben Flaschen geputzt und abgefüllt, die der Vater dann verkauft hat. Zu dieser Zeit wurde der Wein aus dem Ausland von den Importeuren in Tanks und grossen Fässern eingeführt. Der Wein war kontingentiert, man war angewiesen auf die wenigen Importeure, von denen man ganze Fässer gekauft hat.

Es gab gar keinen richtigen Weinhandel damals?

Er lief ganz anders. Die grossen Hotels wie das «Palace» in St. Moritz oder das «St. Gotthard» in Zürich haben selber Wein eingeführt und abgefüllt. Als wir im Lädli das erste Bier verkauft haben, wurden wir von den Wirten boykottiert, denn die hatten das Monopol auf den Bierausschank.

Dennoch hatte schon Ihr Grossvater mit Wein geschäftet.

Mein Grossvater und auch mein Vater später haben den sogenannten Coupierwein zu den Bauern gebracht. Das war ein kräftiger spanischer Wein, den man dann mit Apfelmösten oder den Trauben, die irgendwo auf dem Hof einer Wand entlang wuchsen,

verschnitten hat [*couper* = schneiden, Anm. d. Red.]. Das wurde dann in grosse Holzfässer abgefüllt und war der Hauswein der Bauern.

Das klingt abenteuerlich. Aber generell kann man vermutlich sagen, dass wir heute den viel besseren Wein trinken als beispielsweise die Römer?

Der Fortschritt ist gewaltig. Man weiss heute so viel mehr, die Reben werden sorgfältiger gepflegt, es wird weniger gespritzt, die Selektion am Stock ist viel strenger: Statt zwei Kilogramm Trauben lässt man heute noch 700 oder 1000 Gramm hängen. Und der geschrumpfte Ertrag bringt eindeutig bessere Weine.

Was ist Ihre grösste Qualität als Unternehmer und Weinhändler? Wie konnten Sie über so lange Zeit erfolgreich sein?

Das Wichtigste ist, dass wir nie vergessen, dass wir nur Dienstleister sind. Man erwartet von uns bestmögliche Qualität zum bestmöglichen Preis. Vor vielen Jahren traf ich in der «Kronenhalle» Friedrich Dürrenmatt, der dann bei mir Wein kaufte. Ich merkte schnell, dass er mehr von Wein verstand als

«Kinder, Besoffene und Narren sagen die Wahrheit, hat meine Grossmutter gesagt. Das hat was.»

ich. Deshalb redete ich mit ihm gar nicht über Wein, sondern hatte mir den «Besuch der alten Dame» mit Gustav Knuth und Therese Giehse angesehen. So konnte ich mit ihm zwanzig Minuten darüber plaudern. Man muss wissen, was den interessiert, dem man Wein verkaufen will.

Waren Sie jemals Angriffen ausgesetzt, als Händler von Alkohol?

Nein, das nicht. Aber wir sind schon vorsichtig. Wenn jemand um Preise für Tombolas oder ein Jahresessen bittet, spenden wir Bücher oder Non-Alkoholika. Nicht, dass der Lehrling von einem Jahresabschlussfest mit einer Flasche Wein nach Hause kommt und wir den wütenden Vater am Telefon haben.

Was ist Ihr Rollenverständnis?

Ich sehe das so: Wir sind das, was die Hofnarren früher waren. Das waren gescheite Leute.

Kann jemand, der keinen Wein trinkt, ein erfolgreicher Weinhändler werden?

Ich kenne keinen. Dann müsste es ein guter Banker sein, der mit Wein spekuliert. Aber ohne Bezug zum Produkt geht es nicht.

Sie selbst sind begeistert und fasziniert vom Wein?

Unser Metier ist wunderbar. Es gibt nur eine bestimmte Zone auf der Erde, wo Reben wachsen. Ganz nördlich wachsen keine, ganz südlich auch nicht. Wir reisen also in die wunderschönen Gebiete, wo Wein angebaut wird. Dies allein macht diesen Beruf so faszinierend. Dann ist es ein sehr menschliches Geschäft. Wir haben die Vertretungen von Gütern wie jenes von Thomas Schmidheiny in Argentinien oder von Andy Rihs' La Coquillade in der Provence bekommen, weil die Chemie einfach gestimmt hat. Da braucht es auch keine Verträge, bei deren Unterzeichnung sich jeder schon fragt, wie er den anderen über den Tisch ziehen kann.

Welches ist das grösste Risiko für Ihr Geschäft?

Finanziell gesehen ist es die sinkende Zahlungsmoral in der Gastronomie. Und manchmal muss man den Zug verlassen, bevor es zu spät ist. Sprich: Wenn ein Weinhändler für drei Millionen Franken teuren Bordeaux im Keller hat, muss er das halten können. Denn die Bank wird ihm auf ein paar Bordeaux-Flaschen keinen Kredit geben. Und wenn derselbe Wein, der im Einkauf 1000 Franken gekostet hat, nach ein paar Jahren nur noch 720 wert ist, handelt es sich um viel Geld, das man verloren hat. Das kann man dann immerhin bei den Steuern in Abzug bringen.

Weinlager bergen also ein gewisses Spekulationsrisiko.

Da muss man – auch als Wirt beispielsweise – sehr aufpassen, dass man nicht jedem Trend hinterherspringt, den gerade wieder ein Weinjournalist ausgerufen hat.

Spüren Sie Trends, wissen Sie, was gut ankommen wird, oder haben Sie sich auch schon verhaufen?

Und wie! (*Lacht*) Als wir etwa 1967 Wein aus der Republik Moldau importierten, kurz bevor die Russen in Prag einmarschiert sind, und kein Mensch mehr diesen Wein kaufen wollte. Bei sizilianischen Weinen lagen wir auch schon ziemlich daneben. Oder als wir teuren Vintage Port importierten, für den in der Schweiz niemand bereit war, einen hohen Preis zu bezahlen. Den Port konnten wir immerhin nach London weiterverkaufen, der Weltdrehscheibe des Vintage Port.

Wer sind die innovativsten Weinmacher?

Das lässt sich nicht verallgemeinern. Es gab immer Megatrends: Einmal war es Blau-



«Man muss wissen, wann es genug ist»: Weinliebhaber Riegger, 74.

burgunder, dann Cabernet Sauvignon, zurzeit trinken viele Malbec. Gleichzeitig gibt es gerade aus Argentinien sensationelle Nischenprodukte wie den Petit Verdot aus Mendoza. Auch Portugal ist mit seiner grossen Vielfalt autochthoner Rebsorten buchstäblich in aller Leute Munde.

Gibt es Beispiele bekannter Weingebiete, die versagt haben?

Ja, Beaujolais trinkt heute in der Schweiz kaum noch jemand. Es gab einen Hype, man konnte Beaujolais nouveau selbst mit Bananengeschmack kaufen. Heute ist Beaujolais nouveau kein Thema mehr.

Was wollen die Leute aktuell?

Uniforme Weine sind nicht mehr gefragt. Ein Primitivo di Manduria oder Weine aus Kalifornien und Australien mit sechzehn Volumenprozent Alkohol, die runterlaufen wie Konfitüre, sind kein Thema mehr. Gefragt sind Charakterweine, die man suchen und finden muss. Der Trend geht hin zu weniger Alkohol und mehr Struktur, also zur europäischen Klassik.

Sie überblicken fünfzig Jahre Weingeschichte: Kann man die Schweizer an dem charakterisieren, was sie trinken?

Früher trank man Waadtländer oder Walliser oder Südtiroler Wein – heute gibt es wohl kein anderes Land, das ein so breitgefächertes Weinsortiment hat wie die Schweiz.

Allein aufgrund des Weinkonsums stellen wir fest: Die Schweiz ist sehr weltoffen.

Absolut. Ich würde sogar sagen: das weltoffenste Land. Das gibt es weder in Frankreich noch in Portugal. In Argentinien, wo ich gerne reise, gibt es bald nur noch argentinische und chilenische Weine. Dort entsteht ein neuer Protektionismus.

Was trinken Sie selbst gern?

Ich habe manchen Trend mitgemacht, aber am Ende lande ich wieder bei den Bordeaux-Weinen.

Wohin geht der Trend in der Schweiz, trinkt man hier besonders teure Weine?

Tatsächlich. Wir haben einen der höchsten Flaschen-Durchschnittspreise der Welt. In Deutschland gibt man pro Flasche nicht einmal halb so viel aus wie in der Schweiz.

Lässt sich der Schweizer von grossen Namen beeindrucken, oder interessiert ihn allein die Qualität?

Unsere Kunden sind schon sehr gebildet in Bezug auf Weine. Die wissen, was ihnen schmeckt, und sind nicht bereit, übermässig viel Geld für etwas auszugeben, bei dem vor allem die Marke den Preis bestimmt. Natürlich verkaufen wir auch sehr teure Weine, aber das macht vielleicht zehn Prozent des Umsatzes aus.

Welches ist der überteuerteste Wein?

Die Qualität eines Romanée Conti, von dem jährlich nur wenige tausend Flaschen pro-



«Verstand mehr vom Wein als ich»: Dürrenmatt.

duziert werden, ist hervorragend. Ich hatte auch schon das Glück, davon trinken zu können. Trotzdem würde ich nie 9000 Franken dafür bezahlen. Aber wenn jemand unbedingt einen solchen Wein haben will, dann ist er seinen Preis auch wert.

Und bei welchen Marken ist Vorsicht geboten, weil die Produzenten mehr auf Marketing als auf Qualität setzen?

Wenn man etwa einen Pétrus aus dem Pomerol als reinen Merlot mit manchen Bordeaux-Weinen vergleicht, dann gibt es schon ein Aha-Erlebnis, was das Preis-Leistungs-Verhältnis angeht.

Gibt es so etwas wie den Steve Jobs der Weine – ein Genie, das herausragt?

Es gibt sogenannte *flying winemakers* wie den französischen Önologen Michel Rolland, der

«Beim Wein ist die Schweiz das weltoffenste Land überhaupt.»

Weingüter auf der ganzen Welt berät. Der kommt zweimal im Jahr vorbei und kontrolliert die Arbeiten. Wenn die Winzer seinen Ratschlägen nicht folgen, verlieren sie schnell das Recht, mit seinem Namen zu werben. Dann gibt es Koryphäen, die regional wichtig sind, etwa im Bordeaux oder in der Toskana.

Einen, auf den alle schauen, gibt es nicht?

Das gibt es nur bei der Weinbewertung. Dort bleibt der Name Parker das Mass der Dinge.

Können Sie Menschen aufgrund ihrer Weinvorlieben beurteilen?

Ein wenig schon. Korpulente Menschen, wie ich selbst lange einer war, bevorzugen immer leichte Weine. Und dünne Leute neigen zu

schweren, vollen Weinen. Erfahrene Trinker bevorzugen in Blinddegustationen Bordeaux, während jüngere eher wuchtige Italiener oder Spanier bevorzugen.

Sind Ihnen Leute suspekt, die gar keinen Wein trinken?

Nein, das respektiere ich.

Was entgeht jemandem, der keinen Wein trinkt?

Er verpasst etwas. Und wenn er mit 75 vielleicht doch noch damit anfängt, bereut er vielleicht, nicht schon früher damit angefangen zu haben. Aber ich habe immer eine Grundsatzregel befolgt: Man muss mit Mass Wein trinken.

Lange beruhigten sich die Weintrinker mit Studien, die belegen wollten, dass Weinkonsum gut für den Kreislauf sei. Nun wurde das widerlegt. Jetzt sagt man, dass auch kleine Mengen Wein ungesund seien. Hat Sie das erschüttert?

Na ja, in Frankreich kommt dann gleich wieder die Gegenmeldung dazu. Intensives Rauchen ist sicher um ein Vielfaches ungesünder als massvolles Weintrinken.

Der deutsche Musiker Udo Lindenberg bezeichnete kürzlich Alkohol als unverzichtbares Inspirationselement. Was ist für Sie entscheidend – der Geschmack oder die enthemmende, inspirierende Wirkung?

Wenn man sich mit den vielen Geschmäckern und Unterschieden so auseinandergesetzt hat wie ich, ist die Faszination der Vielfalt schon ausschlaggebend. Diese Differenzen, die nur schon der gleiche Wein in unterschiedlichen Abfüllungen haben kann, lassen mich nicht los.

Was ist mit der rauschhaften Komponente des Weins?

Es entstehen mit dem Wein natürlich schon Ideen, die vielleicht etwas verrückt oder skurril sind. Die schreibe ich mir dann auf und überprüfe Sie am nächsten Tag auf ihre Tauglichkeit.

Wird man kreativer, oder sinkt die Schwelle der Selbstkritik?

Wenn man weiss, wie viel, wird man kreativer. Nachdem man eine bestimmte Schwelle überschritten hat, wird man, ich zumindest, nur noch müde und faul. Aber das gemeinschaftliche Weintrinken sorgt in einer Runde für interessantere und ehrlichere Gespräche.

«In vino veritas» stimmt also?

«Kinder, Besoffene und Narren sagen die Wahrheit», hat meine Grossmutter gesagt. Das hat etwas. Gleichzeitig muss man wissen, wann es genug ist.

Man sagt Ihnen ein hochpräzises Geschmacksempfinden nach. Wahrheit oder Legende?

Meine Nase ist sehr präzise. Ich hatte einmal vom Arzt mehrere Monate ein striktes Diätregime verordnet bekommen, das jeglichen Alkoholkonsum ausschloss. Da ich aber Mit-

glied einer Degustationskommission war, konnte ich da nicht einfach kneifen. Allein durch das Riechen konnte ich relativ präzise Bestimmungen vornehmen, so dass es niemandem auffiel, dass ich die Weine fortwährend auskippte.

Wie entwickelt man Disziplin beim Weintrinken, wenn man wie Sie ständig mit so guter Qualität konfrontiert ist?

Meine persönliche Regel ist erstens: mindestens so viel oder gar doppelt so viel Wasser als Wein trinken. Zweitens hat mich das Vorbild meines Vaters natürlich geprägt. Der musste durch die Wirtshäuser ziehen und mit den Kunden trinken, was ihn ausserordentlich belastete. Von Weinen, die ich mag, trinke ich ein Glas mehr, andere lasse ich einfach stehen.

Aber Disziplin ist schon wichtig?

Ja, klar. Es kommt vor, dass ich mal einen Tag keinen Wein trinke, weil es am Abend zuvor genug gegeben hat.

Was unterscheidet die Person, die nur Bordeaux trinkt, von jemandem, der nur Italiener trinkt?

Meistens das Alter. Wenn sich Leute über sechzig zu einem Lunch treffen, werden sie am ehesten einen Bordeaux trinken.

Viele Wirte beklagen sich darüber, dass immer weniger Wein getrunken werde. Stimmt das, oder ist das Jammerei?

Nein, das ist schon so. Die Gastronomie hat sich stark verändert. Vor dreissig Jahren dauerte ein Business-Lunch noch bis tief in den Nachmittag hinein. Heute stehen beim Mittagessen im Rotary Club nur Mineralwasserflaschen auf dem Tisch. Nur die Alten, die anschliessend noch zusammensitzen, trinken noch eine Flasche Wein.

Was sind die Gründe?

Ich sehe einfach, wie viele Leute sich heute beispielsweise eine Wohnung kaufen können, die sich allein wegen der Zinsen vor zehn, zwanzig Jahren nicht mal getraut hätten, ihre Bank nach einem Kredit zu fragen. Diese Leute haben alles, die haben Fernsehen und Internet zu Hause, sie können im eigenen Heim rauchen und trinken. Was sollen die noch in einer Beiz machen?

Rauchen dürfen Sie dort jedenfalls nicht mehr ...

In Mellingen, wo ich aufgewachsen bin, gab es in meiner Schulzeit 1700 Einwohner und dreizehn Beizen. Die Wirte konnten alle davon leben. Heute hat Mellingen 5000 Einwohner, fünf Beizen, und wenn man zwei davon schliessen würde, merkte das kaum einer.

Was steckt dahinter: Gehen die Leute einfach nicht mehr gerne aus?

Junge Leute gehen schon aus, aber die besuchenden Klubs. Die andern bleiben zu Hause. Im Schweizer Mittelland stehen jede Menge Landgasthöfe zum Verkauf.

Aber in den Städten sieht es schon anders aus, nicht?

In den Städten ist es anders, und vor allem in Zürich ist es anders.

Was interessiert Sie ausser Wein noch?

Ich lese sehr gern. Von Balzac über Henry Miller, Hemingway und Nabokov in meiner Pubertät bis hin zu Gabriel García Márquez später, von dem ich ein grosser Fan war. Heute lese ich immer mehr Zeitungen. Aber meine Erben werden einmal fluchen. Ich kann an keiner Buchhandlung vorbeigehen, ohne zwei, drei Werke zu kaufen.

Was war Ihr letztes Buch?

Das war etwas von Peter Handke und von einigen Schweizer Autoren. Es hat mir Mühe gemacht, der Stil Hemingways sagt mir mehr zu. Die Memoiren von Churchill und Adenauer habe ich hingegen sehr gerne gelesen.

Wie sehen Sie die Schweiz, sind Sie mit Ihrer Lebenserfahrung optimistisch oder skeptisch?

Manche Dinge geben mir zu denken, vor allem der sinkende Leistungswille der jüngeren Generation macht mir Sorgen. Und das Prinzip Eigenverantwortung scheint je

«Der Trend geht hin zu weniger Alkohol und mehr Struktur, also zur europäischen Klassik.»

länger, je schwächer bei den Leuten verankert zu sein.

Wurden Sie mit einem Leistungsgedanken erzogen?

Nun ja, es war einfach so, dass wir uns die Dinge verdienen mussten – zum Beispiel durch das Flaschenputzen. Und wir wussten, wenn wir jemandem die Flaschen in den Keller tragen, gibt es noch ein Trinkgeld. Wo ich aufgewachsen bin, war kein Geld da, und es gab aber auch keinen Neid.

Sie gelten als Patron alter Schule. Was sind Ihre wichtigsten Führungsprinzipien?

Ich habe immer vorzuleben versucht, was ich von den Leuten erwartet habe. Man mag diesen Führungsstil antiquiert finden, aber



K.J. Lamb

«Mein Gott, sehe ich fett aus!»

einer muss ja die Verantwortung übernehmen. Viele meiner besten Leute sind ausserdem schon sehr lange im Unternehmen. Das ist ein wichtiger Grundstein für den Erfolg. Dazu ist mir der Respekt vor dem Produkt wichtig. Wenn eine Flasche nach einer Degustation halbvoll ist, macht man den Zapfen drauf und benutzt sie für die nächsten Kunden. Nicht weil mich das Geld reute, daran denke ich gar nicht. Sondern weil man den Wein schätzen soll.

Vorbild sein heisst, Sie sind morgens um sieben Uhr im Büro?

Mittlerweile ist es eher acht Uhr. Meine Schwäche ist vielleicht meine Grosszügigkeit. Wenn ich ein knallharter Manager und Rappenspalter gewesen wäre, könnte die Riegger AG heute viel grösser sein. Viele meiner Ideen sind verpufft, oder Konkurrenten haben sie umgesetzt. Aber man kann nicht alles selber machen. Ich war immer viel unterwegs. Wein verkaufen alle – 3000 Händler gibt es offiziell, dazu noch 3000 illegale. Wer Wein verkaufen will, muss zu den Leuten. Da bleibt manchmal etwas auf der Strecke.

Ganz zum Schluss bitten wir Sie noch um zehn Weintipps zu bestimmten Gelegenheiten: Beim ersten Rendezvous?

Die heutige Jugend bestellt Prosecco, wir konnten uns noch Champagner leisten.

Zum gepflegten Männerabend?

Bordeaux oder Blauburgunder aus der Bündner Herrschaft.

Zum leichten Business-Lunch?

Ein Tessiner Merlot oder ein guter Rosé aus Südfrankreich.

Abends unter der Woche zu Hause?

Ein Glas Vintage Port oder ein Sauternes.

Und zu einem guten Buch?

Sagen wir an einem Sonntagnachmittag: eine halbe Flasche weissen Burgunder.

Zum Grillieren?

Ein ausgezeichnete Malbec oder ein kräftiger Italiener.

Zum Hochzeitstag?

Ein guter Champagner.

Wenn man sich stilvoll betrinken will?

Zum Beispiel ein Blaufränkisch von Joiser Kirschgarten aus Österreich.

Champagner, Prosecco oder Cava?

Champagner, Cava und Prosecco – in dieser Reihenfolge.

Peter Riegger, Jahrgang 1940, ist Verwaltungsratspräsident der Weinkeller Riegger AG. Der gelernte Modellbauer führt das Unternehmen, das sein Grossvater 1926 als Kolonialwarenladen in Mellingen AG gegründet hat, in dritter Generation und hat es seit der Übernahme 1964 kontinuierlich aus- und umgebaut.



Glück und Nähe: Romy Schneider mit ihrer Tochter Sarah, 1981.



Der Augenzeuge

Von Daniele Muscionico

Eine Mutter, eine Tochter, ein Spiel. Wer freut sich mehr darüber? Die Tochter, die Mutter?

Sarah ist vier Jahre alt auf dem Bild, als es entsteht. 1981 in Paris. Ein Moment, der hier ewig dauert. Ewig, weil ihn einer verewigt hat. In zwölf Monaten ist Romy Schneider tot.

Robert Lebeck war Augenzeuge. Er hat uns dieses Bild geschenkt. Ein Moment von Glück und Nähe. Unbekümmertheit und Innigkeit. Robert Lebeck hat auch die letzten Aufnahmen von Romy Schneider gemacht, am 5. September 1981, mit Romys neuem Freund. Die Zeichen stehen auf Zukunft, man spricht von Heirat. Lebeck und die Schneider, der Fotograf und das Mädchen, das sein Auftrag war, ein besonders schöner, ein besonders anspruchsvoller. Auch für einen Menschenfreund und Gentleman-Fotografen, diskret, nüchtern, bescheiden, wer schätzte ihn nicht.

«Ich glaube, Romy Schneider lebt noch, weil sie tot ist», sagte Robert Lebeck der Presse anlässlich ihres 25. Todestages im Mai 2007. Damals stand er im Zentrum der Aufmerksamkeit, denn wenige hatten Schneider so lange gekannt und fotografiert wie er. Seit sie achtzehn war, 1956 an der Berlinale. Sie gehörte zu seinem Lebenswerk. Und er war Teil des ihren, seine Bilder von ihr mit Schiebermütze waren der Befreiungsschlag von dem verhassten «Sissi»-Image. «Lebo» nannte sie ihn. Le Beau.

Robert Lebeck war Autodidakt, er fotografierte ganz einfach seit 1952, inspiriert von *Look* und *Life*, die er nach dem Krieg in den USA entdeckt hatte. Seine Bilder haben Weltgeschichte festgehalten und Köpfe der Epochen, er galt als einer der grossen Chronisten der Nachkriegszeit. Elvis Presley als blutjunger Soldat in Hessen, ein Schnappschuss. Willy Brandt bei seinem Rücktritt als Kanzler. Joseph Beuys drückte er eine Axt in die Hand. Alfred Hitchcock liess er durch einen Türspalt linsen. Und er war ein grosser Sammler von Fotografie, er sammelte Bilder, die keinen Wert zu besitzen schienen, Fotoreportagen aus der Zeit zwischen 1850 und den 1970er Jahren in Form von Zeitungen, Zeitschriften und Magazinen. «Kiosk» nannte Lebeck die Sammlung, die demnächst in dem in Berlin geplanten Deutschen Presse-museum gezeigt werden soll.

Jetzt ist Robert Lebeck im Alter von 85 Jahren gestorben. Ein Augenzeuge weniger. Und man sagt sich, was er damals gesagt hat, über Romy Schneider: Er lebt noch, weil er tot ist.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das goldene Ei
(*Diogenes*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel
(*Fischer Krüger*)
- 4 (5) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht
(*Kiepenheuer & Witsch*)
- 5 (4) **Blanca Imboden:** Anna & Otto
(*Wörterseh*)
- 6 (6) **Martin Walker:** Reiner Wein
(*Diogenes*)
- 7 (8) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte
(*Carl's Books*)
- 8 (7) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene María
(*Diogenes*)
- 9 (9) **Karen Rose:** Todesschuss
(*Droemer/Knaur*)
- 10 (–) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert
(*Piper*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme
(*Ullstein*)
- 2 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit
(*Insel*)
- 3 (4) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel
(*Gräfe und Unzer*)
- 4 (2) **Fritz Hegi:** Mit Wander-Fritz durch die Schweiz
(*Weltbild*)
- 5 (7) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele
(*Weltbild*)
- 6 (10) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung
(*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 7 (6) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni»
(*Weber*)
- 8 (5) **Silvia Aeschbach:** Leonardo DiCaprio trifft keine Schuld
(*Wörterseh*)
- 9 (–) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner
(*Orell Füssli*)
- 10 (–) **Hillary Rodham Clinton:** Entscheidungen
(*Droemer/Knaur*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Joe Ackermann

Das Theater Neumarkt arbeitet sich in zwei Vorstellungen von «Die Passion des Josef Ackermann» am Lieblingsfeind der deutschen Kapitalismuskritik ab. Der Werdegang des Managers als Kreuzweg Christi, dessen verschiedene Etappen als Gliederungselemente für eine lose Zitatensammlung herhalten müssen. Der Ex-Chef der Deutschen Bank, so die plakative Moral der Geschichte, gehört zu den Verdammten dieser Tage im Hamsterrad der Leistungsgesellschaft, bricht zusammen, «wird ans Kreuz genagelt». Der Manager wird zur Projektionsfläche kultureller Vorurteile. Auf eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Person verzichtet die leicht abgeschmackte Vorstellung. Verständiges Nicken und wissendes Lächeln im Publikum: fünfzehn Personen, davon vier verstörte Kinder. (fsc)

Musik

Jack Whites Dunkelkammer

Italien ist 2006 zu «Seven Nation Army» Fussball-Weltmeister geworden. Seither hat Jack White mit dem Gitarrenriff die Stadien der Welt erobert. Sein neuestes Werk heisst «Lazaretto» und gilt schon jetzt als Album des Jahres. Zu Gast in Whites Werkstatt in Nashville. Von Tim Lewis

Das Büro von Jack Whites Plattenfirma Third Man Records landete 2009 wie ein Raumschiff auf einem ungeliebten Grundstück in der Innenstadt von Nashville. Die Gegend ist alles andere als vornehm: In der Nachbarschaft stehen eine Methadonklinik, ein Rehabilitationszentrum und die Rescue Mission, das wichtigste Obdachlosenheim der Stadt. An diesem wolkenlosen Maimorgen, an dem kein Lüftchen weht und es um neun Uhr früh schon dreissig Grad heiss ist, stehen an jeder Ecke Pechvögel auf Krücken und Männer mit Zähnen wie Kreuzworträtsel Wache. Third Man ist ein niedriger Backsteinbau. Er ist schwarz gestrichen bis auf die drei Metallrollläden, deren Farben je eine entscheidende Epoche von Whites Leben repräsentieren: Gelb war die Firmenfarbe des Polstermöbelgeschäfts, das White mit 21 aufbaute; Rot war charakteristisch für seine Bluesrockband The White Stripes; und Blau steht für seine Solokarriere.

Ziege inmitten weicher Sessel

Betritt man das Haus, dringt man gleichsam ins Innere von Whites Hirn vor. Auf sein Geheiss ist das Third-Man-Personal ausschliesslich in Gelb und Schwarz mit einem Schuss Weiss gekleidet: Die Männer tragen schicke Anzüge und schmale Krawatten mit drei dünnen Kratzern in der Mitte wie von den Klauen eines Tiers; die Frauen stecken in strengen, von Mondrian inspirierten Kleidern, wobei ihnen die grobmaschigen Strümpfe einen Hauch von Veruchtheit verleihen. Die Musik kommt von Vinylplatten auf klassischen Plattenspielern; es gibt einen Automaten mit gelben, schwarzen und weissen Dauerlutschern; und überwacht wird der Raum von allerlei ausgestopften Tieren wie etwa einem Pfau in der ganzen Pracht seines Federkleides oder einer wunderschönen, aus dem Himalaya stammenden wilden Ziege, die inmitten der weichen Sessel grast.

Spaziert man hier herum, wird man je nach Einstellung Jack White als einzigartigen Visionär bewundern oder das Ganze als originalitätssüchtiges Kuriositätenkabinett abtun. Dem 38-jährigen Kurator dieser Räumlichkeiten wären wohl beide Reaktionen recht. Was Third Man Records herausgibt, ist ausgesprochen unkonventionell: So hat White vor kurzem ein Album von Neil Young produziert, «A Letter Home», mit akustischen Versionen von Youngs Lieblingsstücken.

Aufgenommen wurde es in einer Voice-o-Graph-Kabine aus dem Jahr 1947, die allen Stücken ein Sandpapierknistern verlieh. (Solche Kabinen, in denen man eine eigene Schallplatte aufnehmen konnte, existierten von den Vierzigern bis in die siebziger Jahre.) Oder dann gab es eine LP, die man zerbrechen musste, damit man die darin enthaltene Single von Whites Band The Dead Weather abspielen konnte.

Das ist aber nichts im Vergleich zu dem, was White mit seinem zweiten Soloalbum «Lazaretto» vorhat. Es wird natürlich als CD und digital erhältlich sein, aber es wird auch eine limitierte «Ultra-LP» auf Vinyl geben. Auf dieser gibt es verborgene Stücke, und eines mit verschiedenen Anfängen – je nachdem welche Rille die Nadel trifft. Ja, White ist ein Mann mit einer Menge verrückter Ideen, der tut, wozu er gerade Lust hat.

«Profit kümmert uns praktisch nicht, und wohl deswegen sind wir sehr profitabel.»

Nachdem ich um die vierzig Minuten herumgeschnüffelt habe, trifft White in seinem schwarzen Tesla Model S, einem elektrischen Sportwagen, ein. Er ist schick angezogen: Das aquamarinblaue Hemd ist farblich abgestimmt auf seine Oxford-Schuhe; sein Haar quillt unter einer Zeitungsverkäufermütze hervor, wie immer trägt er blütenweisse Socken. Er weist mir an der Ziege vorbei den Weg zu seinem Büro.

«Läuft das Geschäft?» White nickt und steckt sich einen Zigarillo an. «Profit kümmert uns praktisch nicht, und wohl deswegen sind wir sehr profitabel.» Er klingt mehr nach Detroit, wo er herkommt, als nach Nashville, wo er heute lebt. «Mir ist das egal. Im Laufe der Jahre hat man mir immer wieder gesagt: «Du hast so eine gute Nase für Geschäfte und Marketing.» Das ist lustig, denn ich denke nie darüber nach. Ich habe mich nie um Hits und um Aufmerksamkeit bemüht. Third Man Records steht für eine Menge Dinge, und wenn du für etwas stehst, kommen die Leute automatisch zu dir.»

Die White Stripes gefielen Kritikern und dem grossen Publikum, was selten vorkommt. Ihr Album «Elephant» (2003), dessen «Seven Nation Army» die Welt eroberte, verkaufte sich vier Millionen Mal. Dennoch könne man ihm nicht vorwerfen, es allen Leuten recht machen



«Ich habe mit mehr Frauen gearbeitet, als Sie es sich vorstellen können»: Jack White.

zu wollen, sage ich White. «Was das betrifft, so fühle ich mich immer ein bisschen allein», antwortet er und nimmt einen Zug. «Ich mache bewusst Zeug, das vielen Leuten auf den Geist geht. Die White Stripes sind ein Musterbeispiel dafür: ein Bruder und eine Schwester, die rot-weiss-schwarz gekleidet sind; sie hat einen Pferdeschwanz, und ihre Pauke ist wie ein Pfefferminzbonbon bemalt; er singt Blues. «Das hat eine Menge Leute abgeschreckt. Die meinten: «Das ist kein Blues.»»

Natürlich waren Jack und Meg White nicht Geschwister, sondern einst miteinander verheiratet. Aber wer finde, der extravagante Look der Band oder ihre erfundene Geschichte schadeten ihrer Authentizität, kapiere nicht, worum es gehe, erklärt White. «Dann sagte ich: «Genau deswegen sollten du und ich nichts mehr miteinander zu schaffen haben.» Das war's dann für mich und diesen Hörer oder Zuschauer, und das war gut so. Denn so blieben die Leute übrig, die sich wirklich für die Sache interessieren und die tiefer schürfen wollen.»

White sieht schon voraus, welche Kommentare es zu «Lazaretto» geben wird. Die einen werden sagen, das Album sei nicht so gut wie eines der White Stripes, andere werden sagen, es klinge genau wie die White Stripes oder eine seiner anderen Bands, The Raconteurs oder The Dead Weather. «Ich kann nur Song für Song angehen», sagt er. «Manchmal klingen sie total verschieden, und manchmal heisst es: «Das klingt genau wie die White Stripes, bloss dass hier fünf Leute spielen.» Ich fasse das als Kompliment auf. So oder so bin ich derjenige, den man hört.»

Dabei versucht White, den schöpferischen Prozess für jedes seiner Projekte anders zu gestalten. Das Neue an «Lazaretto» ist, dass er sich Zeit gelassen hat. White-Stripes-Alben wurden oft rasant komponiert und eingespielt: Für «White Blood Cells», mit dem ihnen 2001 der Durchbruch gelang, brauchten sie drei Tage. An der neuen Platte hat er achtzehn Monate lang gebastelt. Manchmal hatte er die Musik fertig und nahm die Texte Monate später auf.

«Das war keine gute Idee», räumt er ein. Den entscheidenden Anstoss erhielt er, als er einen Stapel Kurzgeschichten und Theaterstücke entdeckte, die er mit neunzehn geschrieben hatte. Die meisten waren Durchschnittsware, manche sogar peinlich, aber immer mal wieder war da eine Formulierung oder eine Figur, mit der sich was anfangen liess. «Ich sagte mir: «Wie wäre es, wenn du einen Song zusammen mit dir selbst schreibst? Also mit deinem 19-jährigen Ich? Dem»» – sein Lachen klingt wie eine Hupe – ««brauchst du ja keine Tantiemen abzugeben.»»

Er wappnet sich schon dagegen, dass manche Leute die Texte von «Lazaretto» durchstöbern werden wie Jungreporter die Mülltonnen berühmter Leute. Anlässlich seines ersten Soloalbums «Blunderbuss» (2012) wurde endlos spekuliert, wie persönlich White – der gerade



«Das ist kein Blues»: The White Stripes.

frisch vom britischen Supermodel Karen Elson geschieden war – in seinen Texten geworden sei. Worauf er wieder einmal klarstellen musste, dass er nicht so bescheuert sei, offene Briefe an aktuelle oder verflossene Geliebte zu schreiben. Als das erwähnt wird, reagiert er das einzige Mal an diesem Morgen etwas irritiert.

Wie ein Gespräch aus den sechziger Jahren

«Ich schreibe, was ich schreibe, und der eine sieht das so und ein anderer anders», sagt er. «Ich weiss, dass es darin nicht um mich geht, weshalb es schon lästig ist, dass ich so viel Zeit damit vergeuden muss, dies den Hörern oder der Presse klarzumachen. Es kommt mir ein bisschen vor wie ein Gespräch aus den sechziger Jahren: Damals haben Leute wie Dylan diese Schranken niedergerissen. Aber heute sollten wir doch nicht darüber reden müssen.»

Nach einiger Zeit räumt White aber ein, dass sich auf dem Album schon ein paar persönliche Bemerkungen und Dinge wiederfinden, die ihm auf den Zeiger gehen. Er besitzt kein Handy, will mit Social Media nichts zu tun haben und hat klare Vorbehalte gegen den unerbittlichen technischen Fortschritt. Solche Gefühle finden sich wieder im Song «Entitlement», in dem White darüber herzieht, dass die jüngere Generation jedes Bedürfnis sofort befriedigt haben will. Er bemüht sich, das Rad zurückzudrehen: Bei seinen Auftritten ist es dem Publikum strikt verboten, zu fotografieren oder zu filmen. Seinen Kindern, der achtjährigen Scarlett und dem sechsjährigen Hank, erlaubt er nur mechanisches Spielzeug. «Das hat einen Zauber und eine Schönheit auf eine ganz handfeste Art», sagt er, «und das ist wichtiger für sie, als dass sie gleich mit Videospiele und iPads rummachen.»

Er gibt auch zu, dass das Titelstück des Albums etwas über sein gegenwärtiges Leben aussagt. «Lazaretto» bedeutet im Englischen nicht nur «Lazarett», sondern auch Quarantänestation, vor allem für Seebären, die mit ansteckenden Krankheiten aus fernen Ländern zurückgekehrt sind. White ist zurzeit so beschäftigt, dass ihm ein solcher Ort fast schon exotisch vorkommt: «Ich stelle mir vor, wie es wäre, in Einzimmerwohnungen zu leben oder in einem Arbeitslager, wo es um mich herum absolut nichts gibt ausser einer Pritsche, einer Teekanne und einem Spülbecken.» Wann ist er das letzte Mal rumgessen, ohne etwas zu tun? «Vielleicht als Teenager», befindet er. «Denn mit 21 hatte ich schon mein eigenes Polstermöbelgeschäft, eine Hypothek und ein eigenes Haus. Es muss also mit achtzehn oder neunzehn gewesen sein, dass ich zum letzten Mal aufwachte und mir sagte: «Ahhh! Heute könnte ich mal Schach spielen.»»

«Lazaretto» ist drei feministischen Pionierinnen gewidmet: Florence Green aus Norfolk, der letzten Überlebenden des Ersten Weltkriegs, der amerikanischen Anarchistin Voltairine de Cleyre, und «Amazing» Grace Hopper, einer Computerwissenschaftlerin und Konteradmiralin der US Navy. Wie viel Gewicht soll man dieser Widmung beimessen? White gesteht, dass er von den dreien kaum mehr als ihre Kürzestbiografien kennt, aber er habe sich im Lauf der Aufnahmen ihre Namen notiert. «Halt einfach mal wieder eine Möglichkeit für einen Denkanstoss», meint er.

Allerdings geht es bei White nie simpel und einfach zu. Von den White Stripes bis zu The Dead Weather hat er oft mit Frauen zusammengearbeitet, und bei seiner Produzentenarbeit für Third Man sind noch unzählige dazu-

gekommen. Dennoch hat man ihm auch schon Frauenverachtung vorgeworfen. Am deutlichsten geschah dies 2012 in einem Artikel der Zeitschrift *Atlantic* mit dem Titel «Jack Whites Frauenproblem». Darin wurde er als Dinosaurier dargestellt, der Frauen knechte und sie in seinen Songs herablassend behandle, zum Beispiel in «Freedom at 21» auf «Blunderbuss».

«Das kapier ich ehrlich nicht», sagt er hörbar verärgert. «Sehen Sie sich mal die R-&-B- und die Hip-Hop-Welt an: Da ist die Rede davon, Schwangere mit Fusstritten die Treppe runterzubefördern, und jedes zweite Wort ist «bitch». Keine Ahnung, warum die Leute so ein Bild von mir haben, denn ich habe mein Leben lang so vieles gemacht, um Musikerinnen zu fördern. Ich meine, ich habe mit mehr Frauen gearbeitet, als Sie sich vorstellen können, Frauen von acht bis achtzig wie Loretta Lynn, Wanda Jackson, Alicia Keys, Meg White und so weiter und so fort. Ich habe einen Riesenrespekt vor Frauen, und sie haben mich zu so viel inspiriert.»

Eine gewisse listige Künstlichkeit

Ein Teil von Whites Erfolg hat zweifellos mit der ihn umgebenden Aura von Geheimnis zu tun, die er durchaus kultiviert. Als die White Stripes um die Jahrtausendwende ihren Durchbruch hatten, sickerten ab und zu nicht unbedingt vertrauenswürdige Details aus seiner Kindheit durch. White tat geflissentlich nichts, um die Gerüchte richtigzustellen, doch schliesslich gruben grobe Journalisten Geburts-, Heirats- und Scheidungsurkunden aus. Gemäss denen wurde er als John Anthony Gillis geboren, letztes von zehn Kindern und siebenter Sohn von Eltern, die für die römisch-katholische Erzdiözese von Detroit arbeiteten. 1996 heiratete er Megan White, nahm ihren Namen an, brachte ihr das Schlagzeugspielen bei. 2000 wurden sie geschieden. Als ich so bei ihm sitze, überragt von Hals und Kopf einer ausgestopften Giraffe, wird deutlich, dass ihm eine gewisse listige Künstlichkeit nach wie vor lieb ist.

Er kann deshalb die letzten Monate nicht genossen haben. Als Karen Elson und er sich 2011 scheiden liessen, geschah dies so einvernehmlich, dass sie die Trennung mit einer Party feierten. Doch dann verschlechterte sich ihr Verhältnis, und letzten Sommer erwirkte Elson eine einstweilige Verfügung gegen White. Sie wollte seinen Zugang zu den gemeinsamen Kindern einschränken, weil er eine psychologische Beratung wiederholt verweigert habe. Pikantes Detail: Ein E-Mail an den gemeinsamen Geschäftsführer wurde veröffentlicht. Darin bezeichnete White den Sänger der Black Keys, Dan Auerbach, als «Arschloch», das bei den White Stripes «abgekupfert» habe.

Sensationell daran war auch, dass Jack White überhaupt E-Mails versendet. Als ich auf das Thema zu sprechen komme, weicht er überraschenderweise nicht aus. Er hat den Morgen mit Scarlett und Hank verbracht und versteht

sich gemäss Berichten wieder gut mit Elson. Viele ihrer Probleme, haben die beiden verlautbaren lassen, seien von übereifrigen Juristen verursacht worden. Heute aber will es White nicht darauf beruhen lassen.

«Ich bin ein sehr provokanter Mensch und wirke sehr einschüchternd», räumt er ein. «Deswegen ist es schwer vorhersehbar, wer mit mir klarkommt. Ich kann jeden verstehen, der mit mir nichts zu tun haben will – das ist eigentlich eher die Regel.» Er lacht schief. «Ich bin unglaublich kompliziert, habe unglaublich viel Energie, bin unglaublich geschäftig und immer am Denken, immer kreativ. Neben mir zu sitzen oder im Bett zu liegen, kann sehr anstrengend sein. Mit mir befreundet zu sein, mit mir zu frühstücken, Kaffee zu trinken, ist ebenfalls sehr anstrengend. Es ist, als ginge man Mittagessen mit Larry David, Alan Partridge und Chris Rock aufs Mal – vielleicht noch mit einer Prise Woody Allen. Manche Leute fänden das nicht so lustig.»

Überrascht es ihn also nicht, wenn manche seiner Projekte – die White Stripes oder seine Ehen – nicht eben lange halten? «Das erwarte ich eigentlich, ja», antwortet er. «Deshalb versuche ich, aus allem das Beste zu machen, solange es am Laufen ist. Das grosse Ziel meines Lebens ist, Gemeinschaften zu schaffen, Familien, Szenarien, in denen die Dinge immer besser werden und lange halten. Das ist das Schöpferische. Doch im Hinterkopf weiss ich, dass ich eine griechische Tragödienfigur bin, die vermutlich alles kaputt macht und das insgeheim vielleicht immer schon beabsichtigt hat.»

Verweigerte psychologische Beratung

Was nun Elsons Vorwurf betrifft, er verweigere psychologische Beratung, so sagt White, er habe Therapien gemacht, aber schon seit Jahren nicht mehr, und er wolle auch keine weitere anfangen. «Verluste tun weh, Beleidigungen tun weh, der Tod tut weh», sagt er. «Das lässt sich nicht ändern. Du kannst nur deine Einstellung dazu ändern. Wenn du einem Therapeuten sagst: «Mein Vater hat mich jeden Tag geschlagen, meine Brüder und Schwestern vor meinen Augen ermordet und sich dann erschossen; am nächsten Tag stand es in der Zeitung, und weil das ein Skandal war, hat man mich entlassen» – wenn du einem Therapeuten so was erzählst, dann sagt der nicht mehr als: «Oh, das ist ja schlimm. Jetzt müssen wir herausfinden, was wir tun können, damit dir das nicht mehr so zu schaffen macht.» Und wenn du das herausgefunden hast, dann versuchst du, herauszufinden, wie du es anschauen musst, damit es dir nicht mehr so zu schaffen macht. Die meisten meiner Probleme sind Privatangelegenheiten, deshalb will ich nicht, dass die Leute darüber Bescheid wissen, aber du kannst nicht immer verhindern, dass sie das doch tun.»

Letzten August reagierte er auf Elsons juristische Anschuldigungen, indem er seinerseits



«Kann sehr anstrengend sein»: Ex-Frau Elson.

einen Antrag stellte und dabei aus einem E-Mail zitierte, in welchem Elson ihn als «tollen Vater» beschrieben hatte. (Er teilt seine Tourneen bewusst in Zwei-Wochen-Blöcke ein, damit ihn Scarlett und Hank nie zu lange nicht sehen.)

Hat es ihn geschmerzt, dass er an die Öffentlichkeit gehen musste? «Jeder kämpft auf seine Weise. Du machst einfach das, was dir zu einem bestimmten Zeitpunkt am sinnvollsten erscheint», sagt er. «Manche gehen in Talk-

«Reagieren Kinder auf etwas nicht, dann taugt das vermutlich auch nicht viel.»

shows und weinen dann vor Oprah Winfrey oder Barbara Walters und erzählen das hinterste und letzte Detail aus ihrem Leben. Ich weiss nicht, ich möchte nicht diese Art von Aufmerksamkeit. Ich sage mir: «Scheisse, nein, ich spanne doch nicht meine Kinder ein, um ein paar Platten mehr zu verkaufen, oder was.»»

White erwähnt zwar die Black Key nicht namentlich, aber er zieht gern über all das her, was seiner Meinung nach falsch läuft in der Musik. Trent Reznor von Nine Inch Nails hat kürzlich kritisiert, dass es manchen Musikern nur noch darum gehe, einem Klüngel von Blogschreibern zu gefallen. White meint, da sei was dran, doch für ihn ist das Hauptproblem, dass zu viele Musiker auf Nummer sicher gehen. «Du siehst, wie die anderen auf dem Spielplatz gekleidet sind, und dann kleidest du dich wie sie, weil du so am einfachsten durch die Woche kommst. Das finde ich nicht gut.»

Immerhin gibt es für ihn ein paar Geistesverwandte: Bob Dylan, Kanye West und vor allem Neil Young, der sich ebenfalls für mecha-

nische Objekte interessiert und das Bedürfnis hat, immer weiterzuexperimentieren. «Wir stellen uns auf die Bühne und präsentieren uns den Leuten», sagt White. «Du kannst es dir einfach machen, indem du Jeans und ein T-Shirt anziehst und sagst: «He, schaut mich an, ich bin echt.» Oder du gehst in einem Dreiteiler und mit einem Hut auf die Bühne und sagst: «Ich bin echt – oder doch nicht?» Was ist interessanter? Alle entscheiden sich für die Jeans und das T-Shirt. Jedenfalls 95 Prozent.»

Schein und Authentizität

White ist zweifellos aufrichtig, aber es verschafft ihm auch Befriedigung, ein Outsider zu sein. Seit er nach Nashville gezogen ist, ist die Gegend um Third Man herum plötzlich unerwartet populär geworden. Das hat dazu geführt, dass Geschäftsinhaber und Vertreter der Stadt erwogen haben, die Obdachlosen zu vertreiben und stattdessen Kreative anzusiedeln. Das würde den Wert von Whites Immobilie extrem steigern, aber er ist total gegen diese Pläne. «Das ist ein solides Viertel, in dem alle sich umeinander kümmern», so Ben Swank, der Mitbegründer von Third Man. «Die Arbeit, die in der Rescue Mission geleistet wird, ist wichtiger als das, was wir hier machen.»

Schein und Authentizität sind Themen, über die White oft nachdenkt. Sie gehörten zum Wesen der White Stripes und sind für ihn nach wie vor von zentraler Bedeutung. Bei Third Man Records könnten die neusten Aufnahmegeräte stehen; stattdessen gibt es eine Dunkelkammer zum Entwickeln von Fotografien und eine uralte Drehmaschine, auf der einst James Browns Platten hergestellt wurden und die heute für den Direktschnitt von Liveaufnahmen verwendet wird, die dann auf Vinyl gepresst werden. White weigert sich, Computerprogramme wie «Pro Tools» zu verwenden, um seine Aufnahmen zu säubern. «Lazaretto» wurde analog aufgenommen in seinem Heimstudio mit einem 16-Spur-Neve-Mischpult, und das Band wurde jeweils mit einer Rasierklinge geschnitten.

Doch wichtig ist White nur, ob das, was er schafft, «als kleine Zeitkapsel» überdauern wird. Er hat eine Testmöglichkeit gefunden, die ihm gefällt. Ich frage ihn, wessen Meinung zu «Lazaretto» ihm am wichtigsten sei. «Die meiner Kinder», antwortet er. «Ich beobachte ihre Augen und ihre Bewegungen, während sie die Songs hören. Denn Kinder lügen nicht. Reagieren sie auf etwas nicht, dann taugt das vermutlich auch nicht viel. Wenn aber ein Kind sagt: «Kannst du dieses Lied noch mal spielen?», dann sagst du dir: «Oh, ja!» Dann weisst du, dass du was zustande gebracht hast, denn ein Kind sagt so was nur, wenn es aus seinem tiefsten Innern kommt.»

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer
Copyright *The Observer* / *The Interview People*

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Fruitvale Station	★★★★☆
	Regie: Ryan Coogler	
3	Ilo Ilo	★★★★☆
	Regie: Anthony Chen	
4	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
5	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
6	The Fault in Our Stars	★★★★☆
	Regie: Josh Boone	
7	Maleficent	★★★★☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	Godzilla	★★★★☆
	Regie: Gareth Edwards	
9	Locke	★★★★☆
	Regie: Steven Knight	
10	Edge of Tomorrow	★★★★☆
	Regie: Doug Liman	

Kinozuschauer

1 (1)	The Fault in Our Stars	7874
	Regie: Josh Boone	
2 (2)	Maleficent	3324
	Regie: Robert Stromberg	
3 (3)	A Million Ways to Die in the West	2512
	Regie: Seth MacFarlane	
4 (4)	Tinker Bell: The Pirate Fairy	2268
	Regie: Peggy Holmes	
5 (6)	Blended	2006
	Regie: Frank Coraci	
6 (5)	X-Men: Days of Future Past	1820
	Regie: Bryan Singer	
7 (8)	Edge of Tomorrow	1535
	Regie: Doug Liman	
8 (7)	Boyhood	1172
	Regie: Richard Linklater	
9 (9)	Bad Neighbors	1135
	Regie: Nicholas Stoller	
10 (10)	The Other Woman	826
	Regie: Nick Cassavetes	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Downton Abbey – Season 4 (Universal)
2 (1)	The Wolf of Wall Street (Universal)
3 (2)	47 Ronin (Universal)
4 (3)	Homefront (Impuls)
5 (-)	Sherlock – 3. Staffel (Impuls)
6 (5)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
7 (6)	Der Medicus (Universal)
8 (4)	Robocop (Impuls)
9 (7)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
10 (-)	Akte Grüninger (Praesens)

Quelle: Media Control



Erstaunlich entspannt: Martin (Alexandre Landry) und Gabrielle (Gabrielle Marion-Rivard).

Kino

Bekloppt sind die anderen

Filme über und mit Behinderten sind zum Genre mutiert. Jüngste Belege: «Gabrielle» aus Kanada und «Vielen Dank für nichts» aus der Schweiz. Von Wolfram Knorr

Auf dem Set eines britischen Nazifilms beobachten in einer Drehpause zwei Statisten, eine Nonne und ein Wehrmachtssoldat, eine junge, behinderte Frau. «Die besoffene Irre da», raunt er, «besoffen oder irre? Achtung, sie kommt auf uns zu.» Die Kollegin sieht ihn mit gelassenem Lächeln an: «Das ist meine Schwester. Sie hat eine spastische Lähmung.» Der Komparse windet sich vor Verlegenheit, dann kommt Filmstar Kate Winslet dazu, ebenfalls im Nonnen-Outfit: «Das ist, neben einer Holocaust-Rolle, die andere Möglichkeit, einen Oscar zu kriegen: wenn du einen Bekloppten spielst.»

Die Szene stammt aus einem Sketch des Brit-Komikers Ricky Gervais («The Office»). Auch beim heiklen Thema «Menschen mit Beeinträchtigungen» kennt sein rabenschwarzer Humor keine Rücksicht. Denn die Öffentlichkeit verhält sich gegenüber Behinderten keineswegs normal. Und die Filme über und mit Gehandicapten, von denen es längst über hundert gibt, bilden in ihrem betriebsamen Gefühls- und Betroffenheitsgestus ein eigenes Genre mit dem zentralen therapeutischen Appell, Behinderungen nicht als Behinderungen wahrzunehmen. Typisch der belgische Kinohit «Hasta la vista», in dem ein Rollstuhl-Trio sich auf die beschwerliche Reise nach Spanien begibt, weil es dort ein Bordell geben soll, das

auf solche Besucher spezialisiert sei. Da lacht der Normalo über die pffiffige Aufmüpfigkeit. Statt Betroffenheit rührselige Herablassung.

Alle wollen das Beste

Im kanadischen Film «Gabrielle» von Louise Archambault geht es auch um sexuelle Freiheit, die sich eine junge Frau unter dem Diktat der Gesunden zu ertrotzen versucht. Gabrielle (Gabrielle Marion-Rivard) ist 22, hat das Williams-Beuren-Syndrom (Verzögerung der geistigen Entwicklung), ist voller Lebensfreude und Mitglied im Behindertenchor. Dieser probt für ein Konzert mit dem kanadischen Starsänger Robert Charlebois, und für Gabrielle ist ein Solo dabei. Doch darauf pfeift sie, wenn man ihr den Kontakt mit dem Kollegen Martin (Alexandre Landry) verweigern will. Ihn liebt sie und er sie auch, und mit ihm möchte sie ihren ersten Sex erleben. Doch Martins Mutter findet das degoutant und sucht mit allen Mitteln eine sexuelle Beziehung zwischen den beiden zu verhindern. Auch Gabrielles Schwester, aufgeschlossener zwar, kommt ein wenig ins Schleudern, wenn es darum geht, etwas «besser zu wissen».

Dass die Romanze über weite Strecken nicht zu dick mit Gesinnung und Toleranz daherkommt, liegt einzig und alleine am Charme der Darsteller. Gabrielle Marion-Rivard (die

geistig behindert ist) und Alexandre Landry (der die Behinderung spielt) bewältigen das erstaunlich entspannt, auch wenn dann eben doch gegen Ende über die Musik der realistische Blick auf die Probleme ins traumhaft Wiegenliedhafte eskamotiert wird. Der Schweizer Film «Vielen Dank für nichts» vom Regie- und Autorengespann Stefan Hillebrand und Oliver Paulus dagegen versucht, dafür sei ihm gedankt, mit Nachdruck den Gestus des Wohlwollend-Verständnisvollen zu vermeiden – und gerät dann doch in die Falle der Verlogenheit.

Der siebzehnjährige Valentin (Joel Basman) ist nach einem Snowboard-Unfall an den Rollstuhl gefesselt und voller Wut. Alle wollen ihm helfen, alle wollen das Beste für ihn, und genau das bringt ihn zur Weissglut. Er wird mit seinem Handicap nicht fertig, mit seiner Mutter, mit der Therapie im Krankenhaus und ganz besonders mit diesem beschissenen Theaterprojekt in einer Behinderteneinrichtung, zu dem die Mama ihn schickt, weil sie mit seinem rebellischen Verhalten nicht mehr zu Rande kommt. Ein bisschen viel auf einmal, ein Rollstuhl-Jimmy-Porter («Blick zurück im Zorn»), der auch die «Vollspasten» zum Davonlaufen findet. Umgänglich wird er erst mit dem Erscheinen der attraktiven Therapeutin Mira (Anna Unterberger). Ihr macht er schöne Augen, flirtet mit ihr, und sein Zorn richtet sich gegen die Normalos. Das führt allmählich zu einer



Gestus des Verständnisvollen: «Gabrielle».

Freundschaft mit dem spastisch gelähmten Lukas, der sich nur über einen Sprachcomputer mitteilen kann, und Titus, mit dem er sein Zimmer teilt. Die beiden werden von Valentin angeregt und aufgeputscht, und schon bald gebärdet sich das Trio neckisch, startet voll durch und fährt in der Fussgängerzone den Passanten in die Hacken, um mal zu sehen, wie die «Deppen» reagieren. Das ist zwar ganz hübsch, aber wenig glaubwürdig.

Jeder Heranwachsende, der durch Unfall oder Krankheit plötzlich zum Rollstuhlfahren genötigt wird, ist auf die Hilfe anderer angewiesen und ganz sicher auch jedem dankbar,



Voller Zorn: «Vielen Dank für nichts».

der sie ihm bietet. So wie sich allerdings Valentin aufführt, scheint er, wann immer er Lust dazu hat, aus seinem Rollstuhl rausspringen zu können. Aber damit nicht genug. Weil die Autoren auf Teufel komm raus ihre Helden nicht zu Opfern stempeln wollen, gipfelt die Story in Klauereien und einem Überfall. Mira hat natürlich einen Freund, und der arbeitet an einer Tankstelle. Valentin hält ihn für einen «Schleimbeutel» und will Mira beweisen, dass nur er – Rollstuhl hin oder her – ein ganzer Kerl ist. Deshalb überfällt das Trio die Tankstelle, und Valentin erweist sich als ziemlicher Pfeifen- und Krachkopf. Mehr nicht.

«Vielen Dank für nichts» ★★★☆☆
«Gabrielle» (startet am 3. Juli) ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

Können Sie anlässlich der Fussball-WM einen wirklich guten Fussballfilm empfehlen? Ich habe den Eindruck, es gibt gar nicht so viele.

A. G., Zofingen



Es gibt sehr, sehr viele, allerdings sind das Dok-Filme. Schon wahr, dass in der öffentlichen Wahrnehmung der Fussball-Spielfilm keine grosse Rolle spielt. Das liegt vermutlich auch daran, dass sich Mannschaftsspiele für Dramen nicht besonders eignen. Sie brauchen Identifikationsfiguren. Deshalb

sind Boxer-Filme für die Leinwand ideal. Britische Fussballfilme stellen deshalb einen besonders brutalen Coach in den Mittelpunkt oder einen Spieler mit familiären Problemen. Aber unter der Vielzahl von Filmen gibt es einen, den ich wärmstens empfehlen kann: «Victory» (1981) von John Huston, mit Michael Caine, Sylvester Stallone und Pelé (!). Da gibt's prima Action-Szenen auf dem Rasen. Eine Seltenheit.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Nächtliches Gespräch zweier alter Freunde

Von Peter Rüedi

Dies ist Musik von jener Art, die uns nicht bestürzt, verblüfft oder überwältigt. Sie bewegt und verzaubert und wird auf nachhaltige Weise Teil unserer Erinnerung. Keith Jarrett, der in seinen Konzerten oft als einer auftritt, der sich das Publikum unterwirft, hat eine ganz andere, eine intime, ja demütige Seite. Wenn er sich in seinem kleinen eigenen Studio mit seinem alten Partner, dem Bassisten Charlie Haden, zu Zwiesgesprächen über das trifft, was er auch schon «unsere alte Stammsprache» genannt hat, die Songs aus dem «Great American Songbook», ist es, als ob zwei Freunde zusammen Lieder aus fernen Jugendzeiten summten. *They sing the songs*, nahe an den *changes*, verzichten weitgehend auf improvisatorische Kapriolen oder Extravaganzen. Dazu gehört, dass sie keines der neun Stücke – vorwiegend einige der allerschönsten Balladen und je eine Hommage an Thelonious Monk und an Bud Powell – mit einem Punkt beenden; sie lassen sie ausklingen, ganz im Sinne des alten Standards: «The song has ended, but the melody lingers on»... Nach langer Zeit trafen sich die beiden Wahlverwandten (beide hatten sich in ihren Gruppen intensiv mit dem kollektiven Unbewussten des amerikanischen populären Songs beschäftigt) 2007 anlässlich eines Dok-Films über Haden wieder und erinnerten sich, ohne lange Proben, ihrer gemeinsamen Vergangenheit. Wie manches, was wir vom «intimen» Jarrett kennen, klingen auch diese Duette mit Haden nach Abschied, nicht nur im Titel («Last Dance»). Über dem Bogen von «My Old Flame» (einer Lieblingsballade von Charlie Parker) und Kurt Weills «My Ship», Richard Rodgers' «It Might as Well Be Spring», «Everything Happens to Me», Cole Porters «Every Time We Say Goodbye» («but how strange the change from major to minor») bis zu Gordon Jenkins' «Goodbye» (u. a.) leuchtet das dunkle Auge der Melancholie. Eine erste Auswahl der fast zufällig dokumentierten privaten Begegnung von 2007 veröffentlichte ECM unter dem Titel «Jasmine». Diese zweite ist nicht weniger berührend. Zu schön, um nicht wahr zu sein.



Keith Jarrett/Charlie Haden:
Last Dance.
ECM 2399 3780524

Freude am Denken

Nur knapp entkam ich der Klasse für Lernbehinderte. Trotzdem wurde ich Literaturprofessor an der US-Eliteuniversität in Stanford – dank Fleiss und Ehrgeiz. *Von Hans Ulrich Gumbrecht*



«Nach Vorbildern habe ich kaum Ausschau gehalten»: akademischer Gipfelstürmer Gumbrecht.

Gemessen am Ehrgeiz, den meine Mutter schon früh als «krankhaft» identifiziert hatte (und dennoch nach Kräften schürte), bin ich nicht gerade erfolgreich gewesen – und nun, im 66. Lebensjahr, habe ich auch die Hoffnung aufgegeben, dass sich daran noch gross etwas ändern wird. In frühen Jahren hätte ich nicht unbedingt erwartet, dass ich eine Karriere in der Wissenschaft einschlagen würde. Die Anfrage, wie ich meinen beruflichen Werdegang gestaltet (oder zeitgenössischer: gemanagt) hätte und welche Vorbilder mir wichtig gewesen seien, erreicht mich jedenfalls «auf der blinden Seite», wie man in der Sprache des American Football wörtlich übersetzt sagt – und zwar gleich in doppelter Hinsicht. Einmal kommt mir als Bürger der Vereinigten Staaten eine Entscheidung unseres Obersten Gerichtshofs zugute, nach der alle bindenden Pensionsgrenzen unzulässig sind, so dass ich gelassen und ungestört über die Möglichkeit nachdenken darf, am Tag vor meinem 70. Geburtstag in den Ruhestand zu treten (ob er «wohlverdient» sein wird, wie der akademische Ehrentitel «Emeritus» unterstellt, ist eine ganz andere Frage). Daneben will ich – Hand aufs Herz – sagen, dass Karriere-Management mich nie sehr beschäftigt hat, zunächst weil dies in einem Klima wahrhaft aggressiver Expansion an den Universitäten der siebziger Jahre, wo ich mich zuerst um Stellen bewarb, gar nicht notwendig war. Wer die entsprechenden akademischen Qualifikationen erfüllt hatte, wurde damals – früher oder später – ohnehin Professor.

Ein Gefühl der Unterlegenheit

Schon lange vor dem Abitur war mir klar, dass ich Wissenschaftler werden möchte. Ich konnte mir nichts Höheres vorstellen (an Geld denkt man in diesem Alter noch kaum). Dabei mag eine meinen Vater manchmal überkommene Melancholie eine Rolle gespielt haben, der die ursprünglich eingeschlagene akademische Karriere den höheren Einkünften seiner Chefarztstelle an einem privaten Krankenhaus geopfert hatte. Mitgewirkt haben mag auch ein Gefühl der Unterlegenheit jenen Mitschülern gegenüber, in deren Familien – ganz anders als in meiner – der Kanon gutbürgerlicher Bildung opulent oder asketisch zelebriert wurde.

Dass ich mich zu den Geisteswissenschaften berufen fühlte, hatte eher mit einem am Gymnasium erwiesenen Mangel an naturwissenschaftlichem Talent zu tun als mit Passion für Philosophie, Geschichte oder Literatur. Lesen stand nie ganz im Zentrum meines Lebens, und das Gedichteschreiben hatte ich schnell aufgegeben. Nach Vorbildern habe ich kaum Ausschau gehalten. Sie fielen im offiziellen Weltbild des Sozialistischen Deutschen Studentenbunds, dem ich am ersten Tag meines ersten Semesters beigetreten war, unter den schlimmen Verdacht, Symptom eines «bürgerlichen Individualismus» zu sein – und wären ausserdem meinem vagen, aber energisch angestrebten Ziel in die

Quere gekommen, ganz anders zu werden als alle anderen. Dahinter verbarg sich, ohne dass mir der Widerspruch aufgefallen wäre, das von meinen Lehrern seit der Volksschule schwitzend, aber ohne Murren übernommene Urteil, dass ich eigentlich unbegabt sei und deshalb noch für die kleinsten Erfolge grössten Fleiss aufwenden müsse. Nur allzu gerne hätte ich mich zwar für begabt gehalten, doch das mich begleitende Qualitätsmerkmal hatte schon deshalb einige Überzeugungskraft, weil ich nicht vergessen konnte, wie ich kurz nach der Einschulung knapp einer Überweisung an die «Hilfsschule» (das war der Name der Institution für «Lernbehinderte») entkommen war. Zu meinem Glück interpretierte ich das Verdikt immerhin so, dass sich auch grenzenlose Ziele mit noch grenzenloserem Fleiss erreichen liessen.

Lesen stand nie ganz im Zentrum, und das Gedichteschreiben hatte ich schnell aufgegeben.

Gäbe mir heute ein Doktorand in der Sprechstunde eine Beschreibung seiner Motivation, die so klumpfussartig daherkäme wie diese Zusammenfassung meiner eigenen Motivation, dann würde ich wohl mit der milden Unnachgiebigkeit des Amateur-Psychotherapeuten berufsverändernd auf ihn einreden. Glücklicherweise entbergen sich solche Schreckensvisionen eigener Gedanken fast ausschliesslich im distanzierten Rückblick. Während des Studiums war mein Blick allein nach vorne gerichtet, und so schrieb ich als Investition in die berufliche Zukunft viel zu ausführliche «wissenschaftliche Hausarbeiten» (ein in wenigen Tagen verfasstes Konvolut von über 200 Seiten zur französischen *tragi-comédie* im 17. Jahrhundert ist mir noch im Gedächtnis), Arbeiten, für die ich am Anfang bestenfalls mittelmässige, bald schon gute Noten und ungefähr zwei Jahre nach Studienbeginn eigentlich nur noch Komplimente erntete.

Im dritten Studienjahr war ich in Spanien an der Universidad de Salamanca immatrikuliert und fing auf eigene Faust an, eine Dissertation zu schreiben. Per Briefkontakt fand ich sogar einen Professor in Konstanz, der bereit war, mein Manuskript als Doktorarbeit zu adoptieren, wurde so kurz vor meinem 23. Geburtstag promoviert und mit 26 Jahren, gleich nach der ebenfalls sehr frühen Habilitation, zum allgemeinen Erstaunen – bloss nicht zu meinem eigenen – auf eine Professur nach Bochum berufen. So unbeeindruckt konnte ich selbst von diesem hastigen akademischen Gipfelsturm nur deshalb sein, weil ich gar nicht dazu gekommen war, mir die Möglichkeiten und Folgen eines Misserfolgs auszumalen (noch weniger bewusst müssen mir die zahlreichen Schludrigkeiten meiner Doktorarbeit und Habilitationsschrift gewesen sein). Die Formel vom Ausgleich man-

gelnder Begabung durch grössten Fleiss jedenfalls schien sich zunächst bestätigt zu haben.

Dass jener «Doktorvater», der die zunächst vaterlose Dissertation adoptiert und mich auf meine erste Assistentenstelle eingewiesen hatte, damals eine kleine akademische Berühmtheit war, hat dem Fortkommen sicher geholfen, während mich eine ebenso profunde wie uneingestandene Antipathie gegen ihn davor bewahrte, ihm als Vorbild nachzueifern (als zwei Jahrzehnte später seine rasante Erfolgsgeschichte im Deutschland des Nationalsozialismus aufgedeckt wurde, schlug die spontane Antipathie in bleibenden Ekel um).

Mittagessen mit Foucault

Haben Vorbilder trotz meiner grundsätzlichen Abneigung vielleicht doch eine Rolle für mich gespielt? Immerhin habe ich viele Gelehrte persönlich kennengelernt, die wegen der strahlenden Bedeutung und der schönen Geschlossenheit ihres Werks mit Freude und manchmal sogar ohne Abstriche zu bewundern waren. Dies galt über viele Jahre und mit einer Intensität, von der ich nicht genug bekommen konnte, für Niklas Luhmann und seine Theorie der sozialen Systeme oder für Richard Rorty und seinen philosophischen Pragmatismus. Im Fall von Michel Foucault wurden drei oder vier schnelle Mittagessen in Paris zum Ursprung einer bleibenden Begeisterung für dessen intellektuelle Kraft, während ein dem Studenten eher peinlicher Händedruck mit Martin Heidegger auf einer Weihnachtsfeier am Anfang einer ambivalenten Faszination stand, die bis heute geblieben ist. Solche Gestalten im Ernst nachahmen zu wollen, wäre mir – eben wegen des Kontrasts zwischen der Grösse meiner Bewunderung und dem fehlenden Glauben an eigenes Talent – nie in den Sinn gekommen, und dies mag mein Glück gewesen sein. Denn so blieben mir die Frustration heimlicher wie öffentlicher Niederlagen und der aus ihnen fließende Eiter des Ressentiments erspart.

Viel wichtiger als die aus Distanz bewundernten Heroen des Geistes waren deshalb Lehrer und Kollegen, die mich ohne Hierarchiedenken und Verpflichtung an der Bewegung ihrer Gedanken teilnehmen liessen. Als ich mich während meiner ersten Münchner Studienjahre im wissenschaftlichen Ernst zu verkrampfen begann, beeindruckte und befreite mich plötzlich die agile Eleganz des Mediävisten Hugo Kuhn, der in seiner Vorlesung versuchte, mit dem damals in Deutschland erst gerade entdeckten Begriff des «Sprachspiels» aus dem Spätwerk von Ludwig Wittgenstein zu erschliessen, wie verschieden von unseren modernen Einstellungen das Verhältnis der mittelalterlichen Kultur zur Sprache und zum Erleben der Liebe gewesen sein muss. Intellektuelle Gewissheiten gab es dabei nicht, sondern allein die Schönheit jener Momente, in denen Kuhns Experimente uns die Intensität von Minneliedern oder höfischen



Im Epizentrum: mit Maturana (M.), Pfeiffer (r.).

Romanen so erleben liessen, als gehörten sie – wie ein vertrautes Anderes – zu unserer eigenen Welt. Wenige Jahre später fanden solche Momente für mich eine Fortsetzung in den Versuchen von Paul Zumthor, einem anderen grossen Mediävisten (der damals in Montreal lehrte), die Stimme in ihrer Sinnlichkeit als Zentrum der mittelalterlichen Lyrik neu zu entdecken – und die Stimmen der Troubadours wiederzuerwecken zur Ahnung ihrer vergangenen Leidenschaft.

Gemeinsamer Fluchtpunkt

Nach seinen ebenso improvisierten wie provozierenden Vorträgen lief Reinhart Koselleck, vielleicht der grösste deutsche Geisteswissenschaftler des späten 20. Jahrhunderts, stets nach vielen Gläsern Rotwein und im nie auf ein Ende gestellten Gespräch zu Hochform auf beim Relativieren der damals etablierten Verfahren, mit der Vergangenheit umzugehen (heute bewundern wir seine Denk-Impulse als «Historisierung des historischen Denkens»). Jean-François Lyotard, der lebendigste unter den grossen französischen Philosophen jener Jahrzehnte, folgte – ganz unabhängig von Koselleck – ähnlichen Intuitionen als «Symptomatologe einer neuen Gegenwart». Nie waren es Belehrungen, mit denen Zumthor und Kuhn, Lyotard und Koselleck mich intellektuell in Bewegung brachten, sondern ein Stil, den man «riskantes Denken» nennen kann. Das vorstellbar zu machen, was von ihren «Disziplinen» ausgeschlossen und mit Tabus belegt wurde, war der gemeinsame Fluchtpunkt ihrer ganz verschiedenen Inspirationen. Dazu gehörte immer das (meist unausgesprochene) Zutrauen, dass riskantes Denken und die von ihm ausgehenden Verunsicherungen nur profitieren konnten



Paradoxe Verantwortung: mit den Kindern Sara (l.) und Marco (r.), 1988.

von Fragen, Einwänden und manchmal sogar etwas störrischem Widerstand.

Zutrauen, Intensität und die Freude am Denken, mit der mich jene älteren Brüder angesteckt hatten (dass nie eine Frau eine ähnliche Rolle für mich spielte, sollte eines Tages im Ernst zum Anlass einer spezifisch selbstkritischen Reflexion werden), konnte ich als Impulse vielleicht manchmal weitervermitteln, aber sie hatten mir noch kaum eigene Konturen oder gar ein Profil gegeben, als ich 1989 Professor in Stanford wurde, dem intellektuellen Energiezen-

Diese Leere war ein saugendes Vakuum in meinem Leben, an jedem Tag.

trum von Silicon Valley – und somit vielleicht dem Epizentrum für die Denk-Bewegung unserer Gegenwart. Es verlangte einigen Mut, das Vertrauen von Stanford anzunehmen, weil ich selbst damals noch keine Antwort auf die Frage hätte geben können, wer ich denn intellektuell sei. Viele Jahre hatte ich inzwischen gelehrt und sehr viel geschrieben, aber all dies hätte sich höchstens zusammengefügt zu einer weiteren Bestätigung, dass grenzenloser Fleiss (nie später aufzustehen als um drei Uhr morgens!) den grenzenlosen Ehrgeiz befriedigen konnte – nicht jedoch zu einem Profil führte, das erkennbar meines war. Diese Leere war ein saugendes Vakuum in meinem Leben, an jedem Tag, vor allem während der drei ersten Wochen zwischen dem Flug unserer «Auswanderung» und dem Beginn meiner frühen Seminare in Stanford. Und in den Lehr-Erfahrungen des ersten Jahres sah ich erst einmal keinen Anlass, die Furcht vor dem Ungenügen zu verlieren.

Mittlerweile habe ich 25 Jahre in Stanford gelebt, länger und mit einem unvergleichlich grösseren Gefühl persönlicher Erfüllung als sonst irgendwo. Weshalb? Als das Land meiner Väter und meiner Geburt hatte Deutschland (durch sein Universitätssystem) die Leistungen des ehemals scheinbar Lernbehinderten ja in der Tat fürstlich (oder angemessener formuliert: grossordinaral) belohnt. Ich hatte keinerlei Anlass zur Klage.

Nur war mir sehr früh aufgefallen, als ich die ersten Male nach Deutschland zurückgekommen war – mit sechs Jahren von einem Ausflug nach Luzern in die Schwarzwald-Ferien, dann später nach Reisen in ferne Kontinente, die mein ebenso grosszügiger wie zwischen Fernweh und Provinzialismus gespaltener Vater während der Gymnasialzeit finanzierte, und vor allem nach einigen Monaten am Lycée Henri IV in Paris während des Abiturjahrs –, dass ich nie gerne nach Deutschland zurückkehrte. Dies lag nicht daran, dass mir Deutschland nicht gefiel, sondern an den vielen positiven Erlebnissen in anderen Ländern.

Während der langen Reisen der sechziger Jahre hatte ich begonnen, dieses ungute Gefühl bei der Heimkehr mit jenen zwölf Jahren in der deutschen Geschichte zu verbinden, die 37 Monate vor meiner Geburt zu Ende gegangen waren. Weil meine Eltern – und mit sehr wenigen Ausnahmen auch meine Lehrer – keinesfalls bereit waren, für jene Menschheitskatastrophe nur einen Anflug von Verantwortung zu übernehmen, sah ich es als meine Pflicht an, mit allen Konsequenzen mich verantwortlich zu fühlen für Verbrechen, die vor meiner Geburt im Land meiner Eltern geschehen waren. Das hat sich bis heute nicht verändert. Ich kann nicht auf einem deutschen Flughafen landen, ohne dass mich das Gefühl beschleicht, dass das Land



Denk-Impulse: Luhmann (l.), Zumthor (r.), 1987.



Neu-Patriotismus: Sportstars Luck (l.), Ertz (r.).

verwunschen ist; und ausserdem wollte ich jene paradoxe Verantwortung nicht an meine Kinder weitergeben müssen. Auch deshalb habe ich die beruflich gewonnene Möglichkeit genutzt, Deutschland für immer zu verlassen.

Dass ich wie viele «Kinder der amerikanischen *re-education*» ein sehr positives Bild von den Vereinigten Staaten hatte, spielte dabei gewiss eine Rolle – als ich mich für Stanford entschied, war auch die Hochschule St. Gallen als eine sehr ernstzunehmende Möglichkeit im Gespräch. Nichts an meiner Entscheidung trug einen normativen Anspruch, so wie auch das bescheidene Glück des Gelingens in Stanford ein ganz privates ist. Mein ältester Sohn ist aus Kalifornien nach Deutschland zurückgekehrt, und ich bin stolz, dass er es dort zum Oberstleutnant einer ganz neuen Luftwaffe gebracht hat. Meine ältere Tochter ist Theaterschauspielerin in Spanien. Die beiden jüngeren Kinder sind – hoffe ich – typische Westküstenamerikaner, mit einer Begeisterung für ihre deutschen Wurzeln, die mir manchmal zu weit geht. Und ich selbst habe seit dem Erwerb der amerikanischen und dem Verlust der deutschen Staatsbürgerschaft (diese sind offiziell inkompatibel) vor vierzehn Jahren einen (der Etymologie des Wortes widersprechenden) Neu-Patriotismus entwickelt, den nun meine Kinder ihrerseits peinlich finden. Entscheidend waren am Ende wohl weniger «Nationen» als jenes Vertrauen meiner neuen Universität, das mir eine bis dahin unbekannte Sicherheit gab – oder genauer: das mich von dem Gefühl befreite, beständig unter kritischer Beobachtung zu stehen, beständig auf Bewährung zu leben.

So kam dann, elf Monate nach dem kalifornischen Neubeginn, eine Mitteilung zur Entwicklung meines Jahresgehalts – und wie ich damals schon verstand, ist es auch die einzige

offizielle Mitteilung zur Einschätzung der eigenen Arbeit, die man von Stanford je bekommt. Und sie war so erstaunlich positiv, dass keine selbst-skeptischen Reaktionen gegen sie ankommen konnten. Ich hätte es damals wohl immer noch nicht gewagt, mir so etwas als expliziten Gedanken zu gestatten, aber die langfristige Wirkung meiner Reaktion lässt sich doch in etwa mit diesen Worten umschreiben: «Wenn eine Institution wie Stanford mit so viel Anerkennung auf meine Arbeit reagiert, dann muss die schmerzende Begrenzung dieser Arbeit und auch die einzige verbleibende Bestätigung des Urteils meiner Lehrer über «mangelnde Begabung» mein eigener Mangel an Selbstvertrauen sein.»

Aus Qual wird Leidenschaft

Im nächsten Buch, dem ersten in Stanford und auf Englisch geschrieben, habe ich mir dann (Kuhn, Zumthor, Koselleck oder Lyotard nachfolgend) ein Experiment erlaubt, das zur Erfüllung eines nicht nur intellektuellen Wunschs traums werden sollte. Mehr als 500 Seiten widmete ich, gegen vielerlei gutgemeinte Ratschläge, dem bewusst und durchaus naiven Traum, ein Jahr der Vergangenheit – im wörtlichen Sinn – zu vergegenwärtigen. Wieweit konnte es gelingen, die Leser und auch mich selbst zu dem Eindruck zu verführen, ein Jahr der Vergangenheit sehen, hören, spüren, ja sogar riechen und schmecken zu können? Ich wählte das Jahr 1926 aus, das mich – als Zahl – seit langem fasziniert hatte, weil ich glaubte, es sei das Todesjahr zweier meiner Grosseltern. Ein erstes gutes Zeichen schon beim Schreiben war, dass meine Frau die entstehenden Kapitel lesen wollte, was gewiss nicht immer der Fall ist – und gerade deshalb auch nicht der Fall sein sollte, weil mir ihr Interesse und Urteil als Urteil und Interesse aus Liebe so sehr wichtig sind. Von Fachhistorikern andererseits hat das Buch bis heute keine einzige positive Besprechung bekommen. Aber das englische Original wurde in sechs Sprachen übersetzt und ist in einer insgesamt erstaunlichen Anzahl Exemplare verkauft worden. Es hat (nach Auskunft der Kuratoren) zwei kunstgeschichtliche Ausstellungen angeregt – vor allem aber mich ermutigt, einen Fluchtpunkt für meine Arbeit zu sehen, der mir so etwas wie eine intellektuelle Identität gegeben hat und von dem aus sich eigenständig weiterdenken liess. Dies war der Begriff von «Präsenz», im Sinn von Berührbarkeit, von geschichtlicher Vergegenwärtigung, aber auch im Sinn der Redewendung, dass «jemand Präsenz hat».

Das Buch «In 1926 – Living at the Edge of Time» erschien 1997, und in den vielen Jahren seither ist aus dem selbstquälerischen Über-Ich der Wissenschaft langsam eine Leidenschaft geworden. Natürlich gibt es immer noch (wie in jedem Beruf) zur Erfüllung meiner Arbeit und Rechtfertigung des Gehalts unvermeidlich flache Momente ohne Freude und Leidenschaft,

aber sie fallen kaum ins Gewicht. Ich glaube, dass ich un-entfremdet arbeite, wie in der Erfüllung eines marxistischen Traums unserer Studenten-Revolution fast. Manche Klassiker der Literatur und der Philosophie sind mir nun am Ende tatsächlich lieb und sogar existenziell wertvoll geworden: die akribisch genauen und vernichtend berausenden Romane von Gustave Flaubert zum Beispiel; die lebensgierigen Gedichte von Federico García Lorca; die atemberaubende Nähe jener Gestalten, die nur Heinrich von Kleist erfinden konnte; der Prosa-Rhythmus des monströsen Louis-Ferdinand Céline; oder die langen Geschichten des mir so eigenartig vertrauten Honoré de Balzac, der zum permanenten Schreiben verurteilt war, um sich von seinem Talent überzeugen zu können; die barocke Ironie von Joaquim Maria Machado de Assis aus dem kaiserlichen Rio de Janeiro; der glühend intelligente Glaube der heiligen Teresa von Avila; die Wucht von Hegels Denken; die schönen Argumente von Hannah Arendt und die Intuitionen von Heidegger, denen ich nicht entkomme. Selbst wenn die Studienräte meines Gymnasiums noch lebten, läge mir jetzt endlich nichts mehr daran, sie von meiner «Begabung» zu überzeugen. Denn die motivierende Wunde meines Lebens ist vernarbt, so wie ich damit zu leben gelernt habe, kein Geisteswissenschaftler des Schlages geworden zu sein, den ich aus der Ferne – noch einmal: Hand aufs Herz – wirklich bewundern könnte.

Erbaulich ist meine Geschichte, ist dieser mir zugestossene Drift von der Wissenschaft zur Leidenschaft wohl nicht. Weder bestätigt er traditionelle moralische Werte als Erfolgsgarantie, noch enthält er ein Rezept für das Karriere-Management. Bei mir scheint die Wette von der Erfüllung grenzenlos erscheinender Ziele durch grenzenlosen Arbeitsaufwand aufgegangen zu sein. Anders gesagt, habe ich mich davon überzeugt, dass die Quantität investierter Konzentration und Arbeitszeit umschlagen kann in eine Qualität des Lebens, die nun als wärmende Euphorie meine Arbeit durchdringt.

Diese erbaulich unerbauliche Geschichte aber in der striktesten vor mir selbst möglichen Ehrlichkeit zu erzählen, war viel schwieriger und auch prekärer, als ich mir vorgestellt hatte. Denn es geht mir ähnlich wie erfolgreich therapierten Alkoholikern. Sie sollen nie wieder zu normalen Alkoholkonsumenten werden und deshalb – als Massnahme des Selbstschutzes – sehr deutlich sagen, dass sie einmal Alkoholiker waren, wann immer ihnen Bier, Wein oder Schnaps angeboten werden. Ich selbst werde mir die nicht zu besiegenden Selbstzweifel meiner frühen «Karriere» nur so lange von Leib und Seele halten können, wie ich nicht auf eine nun fast schon zum Habitus gewordene «Sicherheit» poche – oder gar auf angeborene Begabung!

Hans Ulrich Gumbrecht ist «Albert Guérard Professor in Literature» an der Stanford University, USA, und ständiger Gastprofessor am Collège de France, Paris.

Oper statt Fussball

Erfolg für Andreas Homoki; Filmdreh im Kloster; Gespräche über Schönheit. Von Hildegard Schwaninger



«Rigoletto» auf Leinwand: Intendant Homoki.

Das Zürcher Opernhaus im Siegestaumel! Kaum hat man sich vom Feiern erholt, weil man in London zum «Opernhaus des Jahres» gekürt wurde, schon wieder eine Rekordmeldung. «Oper für alle» soll 10 000 Menschen auf den Sechseläutenplatz gelockt haben. Trotz Fussball! «Rigoletto» live aus dem Opernhaus war ein Riesenerfolg, jetzt soll «Oper für alle» jedes Jahr stattfinden. Das nächste Mal am 20. Juni 2015 mit «Aida». Dann der Erfolg für Intendant **Andreas Homoki**, dessen Vertrag um fünf Jahre verlängert worden ist. Auch der von Chefdirigent **Fabio Luisi** und von Ballettdirektor **Christian Spuck**. Dass Homoki bis 2022 bleiben soll, ist vom Verwaltungsrat (Präsident: **Markus Notter**) in Stein gemeisselt worden, während das Publikum erst anfängt, sich an Andreas Homoki zu gewöhnen. Der neue Berliner Drive, der den Wiener Charme (**Alexander Pereira**) abgelöst hat, kommt an.

Homoki zeigte sich entspannt und glücklich, als er zur letzten Premiere seiner zweiten Spielzeit lud. Bei «La Fanciulla del West» gab es Jubel; beim Cocktail, zu dem Homoki jeweils in der Pause bittet, erschienen alt Bundesrat **Moritz Leuenberger** mit **Gret Loewensberg**, der Ex-Bayerische-Staatsoper-Intendant **Peter Jonas**, der heute in Zürich lebt, **Aviel Cahn**, Intendant der Vlaamse Opera, in dessen Biografie «La Fanciulla del West» eine Rolle spielt: Mit ihr eröffnete er 2001 seine erste Spielzeit in Helsinki.

Was haben **Irina Beller**, **Ljuba Manz** und ein Mönch vom Stift Einsiedeln gemeinsam? Wenig, ausser dass sie Personalitys sind, die dem Schweizer Fernsehen eine Sendung von «Reporter» wert sind. Zurzeit hält sich Filmemacher **Roland Huber** viel im Kloster Einsiedeln auf, er dreht einen Film über Bruder **Gerold Zenoni**. Der Benediktiner ist für die Garderobe der Madonna verantwortlich und als Journalist der Klosterzeitschrift *Salve* eine Art Aussenminister des Stifts. Er zeigt sich an Buchvernissagen oder unter-



Bald in «Reporter»: Autorin Beller.

nimmt kleine Reisen, um Promis zu interviewen. Gerade war er bei **Franz Hohler**. Er ist, nach dem Ordensleitspruch «Ora et labora» (Bete und arbeite), bienenfleissig. Arbeitet bei

der Klosterfeuerwehr und in der Altenpflege. In *Salve* hat **Gerold Zenoni** manchmal auch Exklusivgeschichten. Highlight: die Taufe der Zwillingstöchter von **Roger** und **Mirka Federer** im Kloster Einsiedeln (Bruder Gerold hofft, dass sie auch mit den Söhnen kommen). Wenn Fifa-Präsident **Joseph Blatter** vor und nach jeder Meisterschaft nach Einsiedeln kommt, um in der Gnadenkapelle zu beten, steht Bruder Gerold mit schussbereiter Kamera (ein Geschenk von Hauseigentümergebiet-Chef **Ansgar Gmür**) bereit. «Reporter» wird im Oktober ausgestrahlt.

Das im Café «Felix», das ein Hotspot am Bellevue sein sollte, schon um neun Uhr abends die Lichter ausgehen, ist auch **Bastian Grabaum**, dem früheren Barkeeper des benachbarten «Terrasse», aufgefallen, der mit Rechtsanwalt **Hans Peter Buchschacher** die Firma Barbetriebe AG gegründet hat. Die beiden Unternehmer planen, in dem nach Kreativkünstler **Felix Daetwyler** benannten Café, das **Adolf Teuscher** gehört, einen abendlichen Barbetrieb zu eröffnen. Der Vorschlag steht, **Teuscher**, der sich zurzeit auf St. Kitts aufhält, und **Daetwyler**, der sich auf Kreta erholt, haben noch nicht unterschrieben, aber fix ist, dass ab September im Streuselkuchenparadies abends die Post abgeht, nicht im ganzen Lokal, aber auf der Veranda als «Felix Bar».



Unter Frauen: Daniel Kaczynski, Gattin Claudia.

Verleger **Daniel Kaczynski** war definitiv der einzige Mann (vom Stil-Journalisten **Jürg Zbinden** abgesehen) beim Treffen des «Women in Business Club» in der Montblanc-Boutique in Zürich. Begleitet und beschützt von seiner Frau **Claudia Coninx-Kaczynski**, Tochter von **Hans Heinrich Coninx**. Gastgeberin **Sabine Hauptmann** gab am Rande der Talkrunde zum Thema «Schönheit» bekannt, dass *Women in Business* eine neue Chefredaktorin bekommt (wen, gibt Kaczynski diese Woche bekannt). Hauptmann wendet sich Neuem zu, die Münchnerin bleibt in Zürich.

Im Internet

www.schwangerpost.com

Ein Tag für alle

Die Visagistin Monica Cruz, 25, und der Eissalon-Besitzer Anthony Cardullo, 30, feierten an ihrem Hochzeitstag auch den Tag der Toten. Kein Gegensatz, wie die beiden finden.



«Lustig und speziell»: Ehepaar Cruz-Cardullo.

Monica: Wir lieben Halloween und sind gleichzeitig Riesenfans des wichtigsten mexikanischen Feiertages, «Día de los Muertos». Der Tag der Toten ist in Mexiko Kult. Totenköpfe in tausend Variationen, Särge, Knochen und lebensgrosse Skelette aus Gips oder Zuckerzeug, die mit den Namen der Verstorbenen versehen sind, vor allem aber üppiger Blumenschmuck gehören zum Brauchtum dazu, was den zurückkehrenden Toten den Weg zu den Feierlichkeiten oder zum Friedhof weisen soll. Der Anlass ist fröhlich und entspricht auch einem farbenprächtigen Volksfest zu Ehren der Toten. Was das alles mit einer Hochzeit zu tun hat? Wir wussten es auch nicht so genau.

Anthony: Wir wollten unsere Freunde und Bekannten nicht schockieren, und aus diesem Grund verlief die Trauungszeremonie unmaskiert und der christlichen Tradition entsprechend. Ein Detail musste aber sein: Anstelle einer Perlenkette trug Monica ein Geschmeide aus kleinen Knochen. Für das Eheversprechen wählte sie genau die gleichen Worte wie ihre Eltern dreissig Jahre zuvor. Das fand ich sehr romantisch.

Monica: Zuvor geschah, was der absolute Braut-Horror ist. Mein Hochzeitskleid wurde

zu spät angeliefert, und die Veränderungen waren nicht gemacht worden. So verbrachte ich die letzte Stunde mit dem Anbringen neuer Knöpfe, stach mir dabei prompt mit der Nadel in den Finger, worauf einige Blutropfen auf das jungfräuliche Weiss fielen. Vielleicht spielte uns das Schicksal einen Streich, weil wir den Tag zusammen mit den Toten feiern wollten? Um diesen Gedanken weiterzuspinnen, fehlte es mir gottlob an Zeit.

Anthony: Was meine Frau vielleicht auch sagen will: Zum Rest des Anlasses passte das blutgesprenkelte Kleid vorzüglich. Wir kombinierten die verrücktesten Stilelemente, wobei der Totenkopf zum alles bestimmenden Symbol wurde. Er war auf den Einladungskarten zu sehen, diente in Form erleuchteter Exemplare als Dekorationselement, und sogar die Cupcakes waren mit winzigen Totenschädeln aus Zucker dekoriert. Die Gäste fanden es lustig und speziell. Der Schnaps floss in Strömen, zusätzlich konnte man seine eigenen Fajitas, eine mexikanische Spezialität, kreieren. Um Mitternacht schminkten wir uns dann entsprechend: Die traditionelle Hochzeitskleidung verstärkte den schrägen Eindruck, den wir als Paar machten.

Monica: Beim «Día de los Muertos» handelt es sich übrigens nicht etwa um einen heidnischen Brauch. Spanische Missionare versuchten vergeblich, den Totenkult verbieten zu lassen, worauf er mit den christlichen Feiertagen Allerseelen und Allerheiligen zusammengelegt worden ist.

Anthony: Das Schöne war, dass wir in eine gemeinsame Phase traten und gleichzeitig das Ende als Übertritt in neue Sphären zelebrierten. Der Abschluss des Totentages findet normalerweise auf dem Friedhof statt, wobei gegessen, getrunken, musiziert und gefeiert wird. Zu diesem Zeitpunkt war auch unsere Party auf dem Höhepunkt, und ich erinnere mich an einen innigen Kuss, den ich meiner Frau um Punkt Mitternacht gab: zum Zeitpunkt, an dem sich die Geister verabschieden müssen.

Protokoll: Franziska K. Müller

Bakr al-Baghdadi

Von Andreas Thiel — Der Anführer des Isis über die Motivation von Terroristen.

Thiel: Sag mal, Bakr, das ist ja ein unglaubliches Gemetzel, was ihr da im Irak anrichtet. Was motiviert euch dazu?

Baghdadi: Mohammed sagt: «Tötet sie, wo immer ihr sie trefft.»

Thiel: Wen soll man töten?

Baghdadi: Mohammed sagt: «Nehmt euch niemanden von ihnen zum Freund, bis sie auf dem Weg Gottes auswandern. Wenn sie sich abkehren, dann greift sie und tötet sie, wo immer ihr sie findet.»

Thiel: Stimmt, und dann sagt er ja auch noch: «Gott vergibt nicht.» Und: «Erlahmt nicht in der Verfolgung der Leute.» Und: «Nicht ihr habt sie getötet, sondern Gott hat sie getötet.» Aber was meint Mohammed damit?

Baghdadi: Mohammed lehrt uns: «Die Vergeltung für die, die gegen seinen Propheten Krieg führen und auf der Erde umherreisen, um Unheil zu stiften, soll dies sein, dass sie getötet oder gekreuzigt werden, oder dass ihnen Hände und Füße wechselseitig abgehackt werden, oder dass sie aus dem Land verbannt werden.»

Thiel: Stimmt, Mohammed sagt ja auch: «Und hackt dem Dieb und der Diebin die Hände ab zur Vergeltung für das, was sie erworben haben, dies als abschreckende Strafe vonseiten Gottes.»

Baghdadi: «So erlahmt nicht und ruft nicht zum Frieden, wo ihr die Oberhand haben werdet.»

Thiel: «Und wenn Gott wollte, würde Er sie selbst strafen. Aber Er möchte die einen von euch durch die anderen prüfen.»

Baghdadi: Siehst du? Du kennst ja die Worte des Propheten.

Thiel: Ja, und vielleicht liegt Mohammed ganz einfach falsch.

Baghdadi: Das ist unmöglich! Mohammed hat mit Gott gesprochen!

Thiel: Ich weiss nicht, mit wem Mohammed sprach, aber Gott war es nicht.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Das kleine Wildschwein

Von Peter Rüedi



Weinbau ist ein Metier, in dem Erfahrung unerlässlich ist. Das Kreuz ist nur, dass sich dem Winzer dafür gerade eine Ernte pro Jahr anbietet. Eben deshalb sind Familientraditionen so hoch angesehen, Weinbau-Dynastien, in denen der letzte Vertreter aus den gesammelten Fehlern seiner Vorfahren als Konsequenz eine Art kollektive Erfahrung keltern kann. Kann allerdings auch eine ganz schöne Belastung sein, einen solchen Rucksack durch Rebberg und Keller zu schleppen. Nicht wenige Qualitätsschübe sind deshalb Quereinsteigern und Zugereisten zu verdanken, die vorurteilsfrei die Situation bei einem Terroir beurteilen müssen, das sie erst kennenlernen – von den Deutschschweizern im Tessiner Rebbau bis zu den aus dem Norden stammenden Wein-Enthusiasten, die das Potenzial der alten Sorte Nerello Mascalese am Ätna entdeckten. Der deutsche Unternehmer Georg Weber wollte allerdings keineswegs den Einheimischen zeigen, was eine autochthone Harke ist, als er ab 2003 im südlichsten Zipfel der toskanischen Maremma bei Capalbio die Tenuta Monteverro aufbaute. Bordelesische Vorbilder im Kopf, pflanzte er im Gegenteil internationale Sorten an, Merlot, Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, nebst etwas Syrah, Petit Verdot et cetera. Sein Spitzenwein «Monteverro» orientiert sich denn auch dezidiert an dem, was als «Super-tuscan» entweder geschätzt oder verachtet wird. Nur folgerichtig, dass der omnipräsente Öno-Superstar Michel Rolland als Berater auch in Monteverro wirkt. Doch jetzt legt Weber erstmals einen etwas bescheideneren Einstiegswein vor, den «Verruzzo» (das kleine Wildschwein), immer noch zum grossen Teil aus Merlot (40 Prozent) und Cabernet (Franc und Sauvignon, je 25 Prozent) gekeltert, aber auch mit 10 Prozent Sangiovese. Immerhin. Ein frischer, kräftiger, würziger, sehr angenehmer Wein mit sogenannt «seidenen Tanninen» und sehr diskretem Holz. Nichts für Puristen und Trinker aus der Filigran-Fraktion. Macht aber viel Spass. Zumindest allen, die lieber Wein trinken als Grundsätze.

Monteverro Verruzzo: Toscana Rosso 2012.
13 %. Zweifel, Zürich. Fr. 23.80. www.zweifelweine.ch

Nummer eins der Stadt

Das «Red» im KKL soll das beste Restaurant Luzerns werden. Es könnte gelingen. Von David Schnapp



Frech kombiniert: «Red»-Küchenchef Dominik Heizmann im KKL Luzern.

Wenn ich nach Luzern komme, staune ich jedes Mal beim Anblick des Kultur- und Kongresszentrums direkt beim Bahnhof und am See. Dass einer Kleinstadt ein solcher Wurf gelingt ist auch sechzehn Jahre nach dessen Eröffnung noch bemerkenswert. Konzerte, Kongresse, Hochzeiten – das KKL ermöglicht vieles unter einem Flachdach. Weniger bekannt ist, dass man darin auch ziemlich gut essen kann.

Von belebender Leichtigkeit

Wenn man im Restaurant «Red» sitzt, hat man durch die Fensterfronten einen schönen Blick auf den Europaplatz, den See und die Stadt, die in der Abenddämmerung ein äusserst malerisches Bild abgibt, manche sagen sogar «Kitsch» dazu. Die Leitung des KKL hat eine klare Vorstellung von diesem Restaurant, es soll das beste der Stadt sein. Fragen wir also den «Gault Millau»: Der Restaurantführer bewertet fünf Lokale in Luzern mit 15 Punkten, darunter auch das «Red». Chefredaktor Urs Heller sagt: «Die Küche ist zu empfehlen. Aber *talk of the town* ist das «Red» leider noch nicht. Vielleicht liegt's an den unregelmässigen Öffnungszeiten.»

Der Blick in die Speisekarte verspricht eine interessante Küche, weltgewandt und bodenständig zugleich, wenn man dem Degustationsmenü (7 Gänge, Fr. 120.–) folgen mag. Es

beginnt mit zwei leichten, frischen Vorspeisen: zum einen Hamachi (rohe Makrele) mit Lardo, Schwarzbrot, Fenchel und Frühlingszwiebel (als Cremes) sowie Gurke und Zitrone. Überraschend auch die freche Kombination aus fein aufgeschnittener Kalbszunge mit Pulpo, die durch Wasabi und süss-saure Gurken ebenfalls in eine japanische Geschmackswelt überführt werden. Dann wird es intensiv (und auch etwas schwer): ein chinesischer Raviolo (Dim Sum), gefüllt mit konfiertter Entenkeule, dazu gebratene Gänseleber und eine Rotkohlcreme. Das wäre ein schönes Wintergericht, wirkt im Frühsommer aber zu gewichtig. Die Hauptspeise ist dafür von belebender Leichtigkeit: ein *sous vide* gegartes Bisonfilet mit einer schönen Struktur, dazu Erbsen, Speck und verschiedene Sprossen.

Zum Schluss überzeugt auch die süsse Welt: zunächst mit einer schön gemachten Kombination aus Schokoladenfondant, Grüntee und Sauerrahmeis dann mit Rhabarber, Himbeeren, Mandelcreme und gebackenem Reis. Zusammengefasst: ein gutes Essen zu einem attraktiven Preis an einem besonderen Ort.

Restaurant Red im KKL,
Europaplatz 1, 6005 Luzern
Telefon 041 226 71 10, www.kkl-luzern.ch
Täglich geöffnet, Lunch montags bis freitags,
Dinner mittwochs bis sonntags
Ausführliche Besprechung des Menüs
auf www.dasfilet.ch



Auto

Es muss schön sein

Grundsätzliche Fragen: Was ist bei einem Fahrzeug entscheidend? Der Motor? Das Aussehen! Von David Schnapp

Kürzlich nahm ich den neuen BMW 4er Gran Coupé zum Test ab. Der Wagen gefiel mir auf Anhieb. Und ich freue mich jetzt schon über die E-Mails mancher geschätzter Leser, mit denen ich regelmässig in Kontakt bin und die mir erklären werden, warum ich total falsch liege. Also nochmals: Der BMW 4er Gran Coupé ist ein schönes Auto. Das liegt zum einen an der Karosserieform, die grundsätzlich gelungen ist, auch wenn man sich vielleicht fragt, warum es ein solches Auto braucht. Also eine kompakte Limousine im Coupé-Kleid. Diese Frage halte ich für uninteressant.

BMW 435i Gran Coupé

Leistung: 306 PS, Hubraum: 2979 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 71800.-; Testwagen: Fr. 101770.-



Der BMW 4er Gran Coupé ist einfach ein schönes Auto.

Das ist von Bedeutung, denn der Tankstellenbetreiber Aral erfasst jedes Jahr in einer Umfrage die Gründe für den Autokauf. 2013 war jüngeren Käufern (18 bis 39 Jahre) das Design sehr wichtig, älteren (ab 40) eher Verbrauch und Preis. Die jüngeren haben natürlich recht, auf das Aussehen kommt es an!

Optische Reize

Nun braucht es aber eine gewisse Stilsicherheit, um ein Auto, das grundsätzlich eine ansprechende Form hat, zu etwas Besonderem zu machen. Es braucht dafür nicht nur Geschmack, sondern auch etwas Geld, wofür man sich aber bei einem Premiumhersteller wie BMW immerhin ein bestimmtes Mass an optischen Reizen kaufen kann. «Individual» heisst die Abteilung in München, wo schönere Lacke, feinere Leder und speziellere Holzleisten verbaut werden, als dies bei Fahrzeugen ab Stange der Fall ist.

Mein Testwagen schimmerte in «Mondstein metallic» (Fr. 2690.-), einem changie-

renden Lack, der je nach Lichteinfall edel in Silber, Gold und Blau-Gelb leuchtete und schon mal bewirkt, dass sich Leute nach dem 4er Gran Coupé umdrehen. Wer es auch innen schön haben will, kann beispielsweise das wohlriechende «Individual»-Leder «Goldbraun» wählen (Fr. 2040.-), das mit weissen Nähten so edel aussieht wie eine Designerhandtasche. Und schliesslich lässt sich der Fahrer, der auf innere Werte achtet, das Armaturenbrett mit Leder beziehen (Fr. 1310.-), damit er nicht stundenlang auf deprimierenden Kunststoff blicken muss.

Den 4er Gran Coupé gibt es für 50 700 Franken. Aber je grösser der Motor, desto höher natürlich der Preis. Beim Spitzenmodell 435i mit dem feinen Doppelturbo-Reihensechszylinder-Motor und einer 8-Gang-Sportautomatik werden 73 150 Franken fällig, die beschriebenen Verschönerungsmassnahmen sind da noch nicht dabei. Dafür ein Antrieb mit 306 PS und 400 Nm, der den BMW in 5,2 Sekunden auf 100 km/h bringt und erst bei 250 km/h (abgeregelt) aufhört. Daraus ergibt sich ein Verbrauch von etwa zehn Litern Benzin auf hundert Kilometer.

Es war gut, dass das kleine Gran Coupé so sportlich war, das kernige Röhren des Motors war ein Grund zur Freude. Aber darum ging es nicht. Selbst mit einem sparsamen Diesel wäre das ein attraktives Auto, denn es ist: schön.



«Sehr viel Glück»: Bscher, Kuratorin, Galeristin, zukünftige Erbin.

MvH trifft

Isabelle Bscher

Von Mark van Huissing — Ein Gespräch mit der jüngsten Kuratorin der Schweiz, die Chefin einer der interessantesten Galerien werden soll.

Was macht man als Kuratorin? – «Man stellt Ausstellungen zusammen.» – «Wie geht das genau?» – «Zum Beispiel bei der Ausstellung, die wir gerade haben, von den Haas Brothers, die ich kuratiert habe, ging das über einen gemeinsamen Freund, den Filmemacher Vincent Gallo, der war ja auch Künstler, hat früher mit Basquiat zusammengelebt, die haben zusammen die Band gemacht, jetzt spielt er mit Yoko Ono. Dann hat er letztes Jahr an der Art Basel den Kontakt hergestellt... Es ist wichtig, find ich, dass man neue Sachen auch zeigt, junge Künstler unterstützt, und ich fand die Sachen super, sehr einzigartig. Sie hatten noch keine Ausstellung in Europa.» – «Gab es schon Werke, oder wurden die erst hergestellt für deine Show?» – «Die sind alle für die Ausstellung neu gemacht worden, vom Fellkaufen bis zum Sachengießen aus Bronze.» (Die Haas-Brüder, 29-jährig, Amerikaner, stellen zum Beispiel mit Fell bezogene Betten

her, an deren Kopfende es Hörner gibt [100 000 Dollar].) «Wer hat das bezahlt?» – «Das haben wir vorfinanziert.» – «Deine Galerie ist also ins Risiko gegangen?» – «Ja, da hab ich sehr viel Glück, dass meine Mutter mich unterstützt und mich auch solche experimentellen, wilden Ausstellungen machen lässt.» – «Und, verkaufen sich die Werke?» – «Ja, einen Stuhl haben wir verkauft an Usher, den Rapper.»

Isabelle Bscher ist die «jüngste Kuratorin der Schweiz» (*Bolero*), sie soll «dereinst die Geschäfte ihrer Mutter Krystyna Gmurzynska-Bscher übernehmen» (*Tages-Anzeiger*), die zusammen mit Geschäftspartner Mathias Rastorfer die Galerie Gmurzynska führt. Das Unternehmen mit 19 Mitarbeitern und Niederlassungen in Zürich, Zug und St. Moritz bewirtschaftet etwa den Nachlass von Yves Klein, ausserdem vertreten sie Joan Miró und Fernand Léger. Auf die Landkarte der Kunstwelt hat die Grossmutter, Antonia Gmurzyn-

ska, die Galerie gesetzt: Sie begann vor fast 50 Jahren in Köln, Bilder der damals in Deutschland unbekanntem Künstler Kasimir Malewitsch oder Alexander Rodtschenko anzubieten («dass Werke mitunter über zweifelhafte Wege in den Westen gelangten, störte dabei niemanden», *Tages-Anzeiger*). Und vergangenes Jahr stand etwa in der *Sonntagszeitung*, dass die Verantwortlichen der Galerie Urs Schwarzenbach, einem Sammler, Mithilfe geleistet haben sollen, Bilder in ein Zolllager in der Schweiz und dann in sein Hotel «Dolder Grand» zu bringen; Beamte der Eidgenössischen Zollverwaltung vermuten einen Abgabebetrug. Isabelle Bscher hat in London Wirtschaftswissenschaften studiert und in New York Kunstgeschichte, sie lebt in Zürich; bei ihr zu Hause gibt es Kunst von Scott Campbell oder Raymond Pettibon.

«Machen das viele Galerien in der Schweiz, Werke für Ausstellungen vorzufinanzieren?» – «Ähm, ich denke, nicht viele können es sich leisten, das Risiko einzugehen. Macht sehr viel Spass, so eine Ausstellung entstehen zu lassen, das ist wie ein Baby, das wächst.» – «Du bist auf dem Weg nach Basel an die Art [das Gespräch fand statt am Montag vergangener Woche in Zürich]; verkauft man an einer Messe Werke, die man sonst nicht verkaufen würde?» – «Manchmal ja, besonders jetzt in Asien [Art Basel Hongkong] hatten wir neue Kunden aus Malaysia, Indonesien oder China, die zum ersten Mal Sachen kauften.» – «Da läuft also einer rein, sagt: «Oh, das mag ich» und kauft?» (Werke für zum Teil eine halbe Million Franken oder mehr.) «Ja, ist verrückt. Meistens sind es bei neuen Kunden noch nicht die ganz teuren Verkäufe, aber das gibt's auch.»

«Weshalb ist es plötzlich so chic, Kunst zu sammeln und auf Messen zu gehen?» – «Ich glaube, es [Kunst] ist demokratisiert worden. Früher, weiss ich von meiner Mutter, war's ein kleiner Kreis, ein paar Connaisseurs, die sich wirklich für die Kunst interessierten, nicht bloss aus sozialen Gründen [hingegen]. Heute gibt's viele Partys drum herum, die ganzen Modelabels, die sich dranhängen... Jay-Z hat dieses Lied, «Picasso Baby», gemacht, ich find's cool, es ist interessant, Galeristin zu sein.» – «Und in zehn Jahren, wenn du vielleicht das Geschäft von deiner Mutter übernimmst, gibt es dann noch Galerien am Paradeplatz oder bloss noch Händler, die in Büros am Stadtrand sitzen und Kunst übers Internet verkaufen?» – «Ich weiss nicht, ich hab Freunde im Silicon Valley und bin auch eine Freundin von Internet-Shopping, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass man grosse Bilder übers Internet kauft, es ist nicht das Gleiche.»

Ihr liebstes Restaurant: «Ich hab gesehen, fast 90 Prozent sagen «Kronenhalle», deshalb wollt ich's nicht auch noch sagen.» «Picnic Gourmundo», Bahnhofstrasse 52, Zürich, Tel. 044 211 92 82.

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28						29			30		31	
32					33	34		35			36	37		
				38				39			40			
41	42		43		44					45				
46				47				48						
49										50				
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Erfolgsverhinderer: die Angst vor ihnen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Für die wirkliche Neugierkeit fehlt leider der Anfang. 5 Damit ist die Sache vielleicht bald beendet. 9 Kein Mittelmeerfisch sondern Inselbewohner. 14 "Buenos" – nein, nicht "dias", eher städtisch. 16 Wo Wolle ist, war mal ein Laut. 18 Fans sehen Madrid meist so. 19 Hilft für energiegeladene Überbrückung. 20 Der so genannte Berthold in "Stromberg". 21 Bei ihr denken einige spontan an den 20. Juni. 22 Sind eins: dieser Vorname und jene Säugetiere. 23 Ein Mond und ein Metall. 25 Na, da fehlt noch genau das für die Jagdgöttin. 27 Für die deutsche Verteidigungsministerin ist sie die. 29 Tessiner mögen die AFC nicht besonders, Deutschweizer sie. 32 Geruchloser Lichtspender. 33 Bereits Heinrich VIII. kam auf den Hund. 36 Bei ihr geht's kurz gesagt um Menschen- und Arbeitsrechte. 38 Sicher für Genfer, aber nicht für Basler. 39 Energiemessgeräte brauchen einen. 41 Die Thur von doppelter Länge - in Norwegen. 44 Es sei nicht verhehlt, dass an dieser Stelle etwas fehlt. 45 Dunants Erbe: von ihm verwaltet. 46 Ein von Plautus gegebener Name, bedeutungsvoll. 48 Er hat seinen Fall: den Erdball. 49 Der stille, wie ihn Graham Greene schilderte. 50 Gut, dass Gott ihm keine Hörner gab. 51 Der Geldschein in Rückenansicht zeigt in Vorderansicht ein Internat nahe London. 52 Der eines Bruchs interessiert den Chirurgen nicht.

Senkrecht — 1 Ob die Wüste lebt, hängt wohl von ihr ab. 2 Was ein solcher Glaskasten nicht alles präsentiert. 3 Aktiv wie es ist, lässt es uns strahlen. 4 Respekt, wer sie sich erworben hat. 6 Ergänzt sich mit 46 waagrecht, doch nun in grösserer Quantität. 7 Typisch Schweiz: Bier und Berg. 8 Etwas ausser Mode, doch in der Hand liegt es weiterhin gut. 10 Wo die Arche Noah gestrandet sein soll. 11 Sie als Voraussetzung für späteres Trinkvergnügen. 12 Prinz Hamlet und was er war. 13 Sie ist für Franzosen keine Einheit. 15 Ist die Neigung entsprechend, bringt sie einen nach oben. 17 Blau, rund und klein, dann schmeckt sie fein. 24 Für die Sippe völlig klar: Sie bleiben unantastbar. 26 Mach eins zu drei, und fertig ist das zusammengedrehte Gebilde. 27 Caesar eroberte die Stadt nach der Überquerung des Rubikon. 28 Fastfood schmeckt ihm gar nicht gut. 30 Das Verfahren macht aus Bäumen Kleider. 31 Presse, die Druck ausübt, zumindest regional. 34 Was Bauern und Banker gleichsam schätzen. 35 Lügen, so der Volksmund, seien der erste Schritt zu ihm. 37 Er ist die Unfähigkeit, Wut in Aktion umzusetzen. 40 Mit Musse tun - die spannende Alternative hierzu. 42 Nicht der Tomme Vaudoise, sondern der ähnliche de Potensac. 43 Geht es flot voraus, wird daraus etwas Russisches. 47 Das Delta der Venus: ihr zu verdanken.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 373

	S	P	R	I	T	Z	I	G		E	M	M	Y	
C	I	A		R	I	E	G	E	L	B	A	U		B
A	N	S	T	A	R	R	E	N		E	N	F	L	E
E	A	T		K	A	L	L	I	G	R	A	F	I	E
S		E	B	E	N	E		T		G	E	S	T	
A	L	T	A	R		G	R	I	P	P	E		T	
R	I	E	U		N	E	I	V	A		M	I	E	S
	B		T	E	I	N	T		A	M	E	N		U
S	E	G	E	L	N		T	A	R	A	N	T	E	L
P	L	A	N	T	A	G	E	N		S	T	A	R	T
A	L	T		O			R	U	N	E		K	I	A
T	E	T	A	N	U	S		S		R	U	T	E	N

Waagrecht — 1 SPRITZIG 8 EMMY 11 CIA
12 RIEGELBAU 14 ANSTARREN 15 ENFLE
(franz. f. geschwollen) 17 EAT (engl. f. essen)
18 KALLIGRAFIE 19 EBENE 21 GEST (mask.
wie fem., Synonym v. Hefe) 22 ALTAR 24 GRIP-
PE (ähnlich zu Gripen) 27 RIEU (André: Violinist, Arrangeur, Produzent) 28 NEIVA (naive)
29 MIES 32 TEINT 34 AMEN 36 SEGELN
38 TARANTEL 41 PLANTAGEN 42 START
43 ALT 44 RUNE 45 KIA 46 TETANUS
47 RUTEN

Senkrecht — 1 SINA (Schweiz. Sängerin) 2 PASTE-
TE 3 IRAKER 4 TIRAN 5 ZERLEGEN 6 (Ratten-)
IGEL 7 GENITIV 8 EBER (von hinten: Rebe)
9 MANAGEMENT 10 MUFFE 11 CAESAR
13 BEET 16 LISTE 20 BAUTEN 23 LIBELLE
25 RITTER (obgenannt: Filmtitel) 26 PAAR
28 NINA (& Mike, Rund um die Welt ist Titel
eines Albums) 30 INTAKT 31 SULTAN
33 ELTON (John, brit. Musiker) 35 MASER
36 SPAT 37 G(!)ATT 39 ANUS 40 ERIE (Eire, ir.
Name für Irland)

Lösungswort — **GANGSTERBOSS**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



«Ich weiss, was es bedeutet, wenn sich ein
ganzes Land auf Dich verlässt.»

Diego Benaglio

Seit 100 Jahren verlässt sich die Nordostschweizer Bevölkerung auf Axpo. Die Stromversorgung für unsere Kunden zuverlässig und nachhaltig sicherzustellen, ist uns Aufgabe und Verpflichtung. Wir danken den Kantonen Aargau, beiden Appenzell, Glarus, St. Gallen, Schaffhausen, Thurgau, Zug, Zürich und ihrer Bevölkerung für ihr Vertrauen.

Damals, heute, morgen: www.axpo.com